

Emanuel Herrmann,
Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft.

7.

Neue Ausgabe.

Drittes Bild.

Die

Correspondenz = Karte

von

Emanuel Herrmann.

Preis 1 Mark.

Theodor Haas.

Halle a/S.

Verlag von Louis Nebert.

1876.



Drittes Bild.

Die Correspondenz-Karte.



1. Die Erfindung und erste Einführung der Correspondenzkarte.

Im Abendsblatte der Neuen freien Presse vom 26. Jänner 1869 erschien folgender Artikel:

„Ueber eine neue Art der Correspondenz mittelst der Post.“

„Wer berechnet wohl genau, wie viel er jährlich Briefe schreibt und absendet? Es gibt Geschäftshäuser, welche unter einem bis fünf Gulden täglichen Briefporto's nicht auskommen; das alte Mütterchen auf dem Lande dagegen schreibt vielleicht in zehn Jahren kaum einen Brief.

Die Schreibelust ist indessen in den letzten Jahren sehr rasch gestiegen. Im J. 1840 wurden in Oesterreich 24.200,000 Briefe versendet; im Jahre 1863 schon 86.990,000, was eine Zunahme in dreiundzwanzig Jahren von 259 Proc. bedeutet; im Jahre 1866 dagegen betrug der österreichische Briefverkehr schon 96.412,417 Stück, also nahezu 100 Millionen jährlich.

Seit dem Briefportopatente vom 21. November 1865 beträgt das Porto für jeden Brief unter einem Zoll-Lothe für ganz Oesterreich bekanntlich gleichmäßig nur fünf Kreuzer. Rechnet man hinzu, daß Briefpapier, Couvert (da Postcouverte noch immer nicht allgemein verwendet werden) und Siegel per Stück durchschnittlich nur einen Kreuzer kosten, und läßt man die Kosten des Briefschreibens ganz beiseite, so ergibt sich eine jährliche Ausgabe von sechs Millionen Gulden für Briefe!



Die Nothwendigkeit und Neigung, Briefe zu schreiben, ist freilich für die verschiedenen Berufsclassen und Nationalitäten, für Stadt- und Landbewohner eine sehr verschiedene; in Wien z. B. waren in den Jahren

1861	1862	1863	1864	1865
25	27 $\frac{3}{4}$	30	32 $\frac{1}{2}$	36

Briefe per Kopf aufgegeben und zugestellt worden.

Dagegen betrug in Niederösterreich außer Wien die Zahl der per Kopf aufgegebenen und zugestellten Briefe in denselben Jahren:

1861	1862	1863	1864	1865
2 $\frac{1}{2}$	3 $\frac{1}{5}$	3 $\frac{1}{3}$	3 $\frac{2}{7}$	4

Oberösterreich brachte es bis 1863 nur auf 3, Kärnth'n nur auf 2 $\frac{9}{10}$, Mähren und Schlesien auf 2 $\frac{6}{10}$; Steiermark auf 2 $\frac{5}{10}$, Dalmatien auf 2, Ungarn auf 1 $\frac{6}{10}$, Galizien auf 1 $\frac{2}{10}$, Kroatien und die Militärgränze auf 1 $\frac{1}{10}$, Siebenbürgen gar nur auf $\frac{1}{10}$ Stück pro Kopf.

Wenn wir hiegegen die Zahlen halten, welche der Briefverkehr in den industriellen Provinzen des Auslands, wie in Westphalen und der Rheinprovinz mit 7 $\frac{1}{10}$ und 7, in Preussisch-Schlesien mit 5 $\frac{1}{10}$, in der Lombardie mit 4 $\frac{8}{10}$, oder wohl gar in den Hauptstädten der Industrie, wie Birmingham mit 31, Bristol 36, Liverpool 37, Manchester 39, Dublin 40, Edinburgh und Paris 42, London 51, erreicht, so können wir wohl kühn behaupten, daß der Briefverkehr viel entschiedener, als der Seifenconsum, wie Liebig, oder als der Eisenconsum, wie Mischler meinten, der Gradmesser der Bildung und wirthschaftlichen Entwicklung sei.

Aber er ist nicht nur der Ausfluß der Bildung und wirthschaftlichen Entwicklung, er ist auch einer der thätigsten Begründer derselben.

Daher fördert Alles, was den Briefverkehr erleichtert, auch die Bildung und die wirthschaftliche Wohlfahrt in nicht hoch genug zu schätzender Weise. —

Wohl wenige berechnen, wie hoch eigentlich dem Einzelnen die Kosten des Briefschreibens zu stehen kommen. Man möge uns nicht der Kleinlichkeit zeihen, wenn wir hier einen Ueber-

Schlag über die Kosten von einhundert Briefen geben, welche ein Gebildeter oder Geschäftsmann gewiß jährlich schreibt:

	S	B.	fl.	tr.
1. Geschäftsgang, um das Briefpapier sammt Couverts einzukaufen, Zeitverlust oder Kosten	—		10	
2. Aufbewahrung des Papiers	—		2	
3. Herrichten desselben zum Schreiben, Falten, Zusammenlegen nach dem Schreiben, pr. Stück $\frac{1}{2}$ Kreuzer, für's Hundert	—		20	
4. Schreiben, per Stück durchschnittlich eine Viertelstunde Zeit; da der Geschäftstag 8 Stunden beträgt, und ungefähr 2 bis 8 Gulden einbringt, per Stück 10 Kreuzer, für's Hundert	10	—		
5. Siegellack oder Marken für 100 Stück	—		30	
6. Arbeit des Siegelns und Aufgebens, pr. Stück 2 Kreuzer, für's Hundert		2	—	

Summe für 100 Briefe 12|62

oder per Stück 12.6 Kreuzer. Hierzu sind noch die Kosten der Marke pr. 5 Kreuzer und des Briefpapiers pr. 1 Kreuzer zu rechnen, was zusammen eine Ausgabe von $18\frac{6}{10}$ oder nahezu zwanzig Kreuzern pr. Brief ergibt.

Die hundert Millionen Briefe eines Jahres in Oesterreich haben demnach nahezu zwanzig Millionen Gulden gekostet.

Könnte man an dieser nicht unbedeutenden Summe nicht gar Manches ersparen, ohne den Briefverkehr irgendwie zu beeinträchtigen?

Wir glauben, ein Mittel, wenigstens hinsichtlich eines Theiles der Briefe, gefunden zu haben.

Die Briefe zerfallen in drei Hauptkategorien:

1. Einfache Benachrichtigungen,
2. Geschäftsbriefe und geistige Mittheilungen,
3. Liebes- und Familienbriefe.

Unter die Kategorie der einfachen Benachrichtigungen zählen wir: Geschäfts- Avisa und Intimationen, Nachrichten über Abgehen und Ankommen von Sendungen aller Art, über Geburten, Heirathen, Sterbefälle (insofern sie nicht durch besondere ge-

druckte Partezettel unter Kreuzband versendet werden), und Namenstags-, Geburtstags-, oder Neujahrsgratulationen.

Diese Kategorie dürfte nahezu ein Drittel der sämtlichen Briefe betragen.

Und hier könnte man eine beträchtliche Ersparniß dadurch einführen, daß die Regierung jenen Passus des Postgesetzes, nach welchem „offene Karten (Geschäftsavis, Preiscourants, Familien-Anzeigen u. dgl.) mittelst Kreuzbandes versendet werden können“, wenn sie gedruckt, oder sonst auf mechanischem Wege hergestellt sind und keine anderen Zusätze oder Aenderungen am Inhalt enthalten, als den Ort, das Datum und die Firmazeichnung, dahin erweitern würde:

Daß alle geschriebenen oder durch Copirmaschinen oder mittelst Durchdrucken erzeugten Karten in dem Formate eines gewöhnlichen Briefcouverts, dann offen mit einer Zweikreuzmarke durch die Post versendet werden dürfen, wenn sie mit Einschluß der Adresse und Unterschrift des Absenders nicht mehr als zwanzig Worte enthalten.

Wir hätten durch diese Postkarten eine Art Posttelegramme geschaffen, welche, ausgenommen die Schnelligkeit der Versendung, fast alle Vorzüge der Telegramme theilen.

Der Inhalt der Benachrichtigungen, welcher selten etwas Anderes als die gewöhnlichsten Notizen oder Gratulationen u. s. w. enthält, könnte den Mangel eines Siegels leicht ertragen.

Wie groß wäre aber die Ersparniß an Briefpapier, Couverten, Schreibe- und Lese-Arbeit, wie groß wäre die Zeitersparniß bei einer solchen Einrichtung!

Viele Benachrichtigungen müssen gegenwärtig unterbleiben, weil man die Ausgabe oder die Einbuße von ungefähr 15 bis 20 Kreuzern scheut, welche ein Brief verursacht, oder weil Einen die nun einmal unentbehrlichen Floskeln, Aufschriften, Versicherungen der ungetheiltesten Hochachtung u. s. w. eines solchen Briefes anwidern.

Dies alles bliebe weg, man könnte sich, wie man ja schon lange bei dem Telegramme zu thun gewohnt ist, auf die unumgänglich nothwendigen Ausdrücke beschränken. Wir besäßen in Bälde eine eigene Telegramm-Briefsprache, welche mit der Ta-

citeischen Kürze in die Schranken treten könnte. Und das Postgefälle würde nur gewinnen, denn nun würden statt der 33 Millionen Intimationsbriefe gewiß über hundert Millionen solcher Briefe jährlich gewechselt werden, und das Volk ersparte doch einige Millionen Gulden alle Jahre an den Kosten des Schreibens und des Briefmaterials.

Möge man an maßgebender Stelle diesen gewiß nicht utopischen Vorschlag würdigen und in Oesterreich einmal den bedrängten Nationen das Bestens voranschreiten!“

gez. Dr. E. H — n.

Diesen Artikel las unter andern auch der österreichische General-Post- und Telegraphen-Direktor und Sektionschef im Handelsministerium, Freiherr von Malg. Der schlichte Gedanke, welcher sich in dem Aufsatze aussprach, fand bei dem praktischen Scharfblicke dieses Staatsmannes Beifall, und er faßte den Entschluß, allsogleich die Ausführung der Idee in Angriff zu nehmen.

Die erste und größte Schwierigkeit bestand darin, daß diese, sowie jede andere Neuerung im österreichischen Postwesen, nach den Ausgleichsgesetzen des Jahres 1867 nur mit Zustimmung und im Einvernehmen mit dem ungarischen Handelsministerium zur Ausführung gelangen konnte. Um diese Schwierigkeit möglichst rasch zu überwinden, entsendete der Sektionschef eigens einen erprobten Beamten seines Departements, den Sektionsrath Kolbensteiner nach Pesth. Derselbe fand bei dem damaligen ungarischen Handelsminister Stefan von Gorove ein freundliches Entgegenkommen, nur glaubte der Minister, daß das Porto von zwei Kreuzern, wie es im Aufsatze der Neuen freien Presse vorgeschlagen ward, auf drei Kreuzer erhöht werden müsse, weil der Staat sonst bei der allzugroßen Ermäßigung des bisherigen Briefportos, bei diesen offenen Briefen an seinem Einkommen aus dem Postgefälle eine zu große Einbuße erleiden würde.

Mit diesen Nachrichten traf Sektionsrath Kolbensteiner gerade zu derselben Stunde bei dem Generalpostdirektor in Wien ein, in welcher sich der Verfasser des oben mitgetheilten Artikels demselben vorstellte, um wegen der Ausführung seiner Idee anzufragen und weitere Vorschläge zu machen. Der Erfinder

fand nun Gelegenheit, die Gründe darzulegen, welche für das Porto von zwei Kreuzern sprechen. Er sagte: „Wenn die Post 2½ Loth schwere Kreuzbandsendungen für zwei Kreuzer und noch schwerere Zeitungen für ein noch geringeres Porto unter der Bedingung spediren kann, daß dieselben unverschlossen versendet werden, so wäre es nur gerecht, auch für geschriebene Karten, wenn sie offen der Post übergeben werden, nicht mehr als zwei Kreuzer Expeditionsgebühr zu fordern. Die Post ist in gewisser Beziehung ein Geschäft. Sie muß durch möglichst geringe Preise eine möglichst große Benutzung ihrer Anstalten ermöglichen und wird, wenn sie nach dem demokratischen Prinzipie der Preisfestsetzung konsequent vorgeht, auch nicht zu Schaden kommen. Uebrigens ist die Post wohl nicht dazu bestimmt, dem Staate ein Einkommen zu verschaffen, sondern vielmehr dazu, der Bevölkerung als Culturmittel zu dienen, indem sie im Geiste des großen englischen Postsekretärs Sir Rowland Hill die Verbreitung aller culturbefördernden Correspondenzen möglichst erleichtert. Beim Preise von drei Kreuzern würde die Postkarte nur von Wenigen, nur ausnahmsweise benutzt werden, sie würde vielleicht auf Reisen, bei Versammlungen u. dergl. Gelegenheiten, wo das Schreiben eines Briefes nicht statthaft erscheint, an die Stelle des Briefes treten.

Kostet sie aber nur zwei Kreuzer, dann tritt sie nicht an die Stelle des Briefes, dann erobert sie sich ihr eigenthümliches Gebiet, dann wird sie in Fällen benutzt, in welchen man sich überhaupt gar nicht entschlossen hätte, einen Brief zu schreiben, weil sich die Mühe des Schreibens, die Kosten des Papierses und Siegels, der Zeitverlust, das Porto u. s. w. nicht lohnen würden.“

Der Generalpostdirektor stimmte diesen Ausführungen vollkommen bei und sprach seine Ansicht, daß die Post dem correspondirenden Publikum gegenüber nicht ein geschäftliches, sondern ein Culturinteresse vertrete, in klarer und entschiedener Weise aus. Er zeigte sich geneigt, das Porto der Postkarten ohne weiteres auf zwei Kreuzer herabzusetzen, sobald sich das ungarische Handelsministerium dazu bewegen ließe. Zufällig wurde der Referent des ungarischen Ministeriums für Postangelegen-

heiten, Sektionrath M. Gervay soeben auf seiner Rückkehr von einer Autsreise nach dem Kirchenstaate in Wien erwartet, und führten die Besprechungen, welche mit demselben sofort gepflogen wurden, zum günstigen Abschluß.

Nun sollte die Generalpostbehörde erst über die äußere Form der Postkarten schlüssig werden.

Würde man es dem correspondirenden Publicum überlassen, die Größe, Stärke, Farbe, Zusammenlegung und Adressirung der Postkarte zu bestimmen, so würde der individuelle Geschmack und die zufällige Lage jedes Einzelnen gar bald eine solche Mannigfaltigkeit von Formaten, Stärken und Faltearten, von Aufschriften und Benutzungsweisen erzeugen, daß die Manipulation im Postdienste dadurch sehr erschwert würde.

Um das geringe Porto von zwei Kreuzern beibehalten zu können, mußte aber hauptsächlich darauf gesehen werden, die Manipulation der Postbeamten hinsichtlich der Postkarten so einfach und gleichmäßig als möglich zu machen.

Freiherr von Maly beschloß daher, ein für allemal das Format, die Größe, die Farbe, die Eintheilung der Postkarten festzusetzen, und um dem Publicum jede Willkür unmöglich zu machen, die Postkarten gleich den Staats-Briefcouverts auf Staatskosten zu erzeugen.

Er gedachte anfangs, den Karten das Format und die Größe eines Oктаublattes zu geben, welches an der einen Seite beschrieben, dann zusammengefaltet, und hierauf an der einen Außenhälfte mit der Adresse versehen wird. Die Karten würden auf diese Weise zusammengelegten untkouvertirten Briefblättern geglichen haben. Aber wenn die Faltung nicht sehr scharf und gleichmäßig ausgeführt wird, kann sich die Karte leicht aufbiegen und an anderen Karten spießen. Er gab daher diese Idee auf, und beschloß, ein möglichst kleines und für den Postbeamten handjames Format zu wählen. Die Karte sollte einfach auf der einen Seite die Adresse, auf der andern die Correspondenz enthalten.

Da war es nun ganz natürlich, daß Format und Größe der Staats-Postbriefcouverts als maßgebendes Muster genommen wurden. Die Breite der Postkarte ward der Breite des

Brieflouwerts gleich, die Länge hingegen aus Gründen der Schönheit und Sparsamkeit um ein Fünftel kürzer bemessen.

Um dem Zerknittern und Verbiegen der Karten vorzubeugen, beschloß er, Papier von der Steife seiner Spielkarten zu benutzen.

Als Farbe der Karten war zuerst die weiße projektirt. Da dieselben jedoch dann beim Verschleiß, beim Schreiben und Aufgeben, bei der Manipulation der Post und bei der Abgabe leicht beschmutzt werden könnten, so wählte die Generalpostdirektion ein zartes bräunlichgelb. Allerdings paßte das matte Gelb der österreichischen Zweikreuzermarken nicht besonders gut dazu.

Die Vorderseite der Karte wurde mit einem gedruckten Rande verziert, innerhalb dessen auf der rechten Seite oben die Zweikreuzermarkte angeklebt werden sollte. Damit aber der Schreiber der Postkarte auch die Marke nicht beliebig wohin aufkleben und dadurch das Stempeln der Marke erschweren könnte, und um die Kosten der Markensabrikation zu ersparen, beschloß Freiherr von Maly, das Bild der Marke gleichzeitig mit dem Rande und den andern Schriftzeichen auf die Karte drucken zu lassen.

Die Karte erhielt oben in der Mitte den kaiserlich österreichischen Adler für die deutsch-österreichischen Kronländer, das ungarische Wappen für die Länder der ungarischen Krone, und darüber in einem saunten Bogen die Aufschrift: Correspondenzkarte. Die von dem Erfinder vorgeschlagene Bezeichnung: „Postkarte“ wurde deshalb nicht adoptirt, weil man glaubte, daß unter Postkarten auch specielle Manipulationspapiere der Postanstalt, wie Frachtbriefe, Recepisse, Begleitscheine u. a. m. verstanden werden könnten, die nicht zur Correspondenz dienen.

Um ferner das Schreiben der Adresse zu erleichtern, wurden punktirte Linien gezogen, und die Worte „An“ und „in“ an die passenden Stellen gedruckt.

Die leere obere Linkseite war für das Aufdrucken des Stempels des Abgabepostamtes aufgespart.

So empfing die Vorderseite der Karte eine praktische Gliederung und gewann, weil alle Zeichen symmetrisch vertheilt waren, auch ein freundlich-ästhetisches Aussehen.

Mehr Zweifel und Nachdenken erregte und erforderte die Rückseite der Karte. Der Erfinder hatte vorgeschlagen, daß die Karte nur zwanzig Worte enthalten dürfe, weil er befürchtet hatte, daß der fiskalische Geist der Post einer allzugroßen Neuerung entgegenstreben würde, sobald die Karte vollständig als offener Brief angesehen werden könnte. Zum Glück war jedoch die österreichische Postverwaltung weit entfernt, jenen beschränkten Anschauungen einer vergangenen Entwicklungsperiode der Wirthschaft zu huldigen, und der Generalpostdirektor sprach sich allseits aus eigenem Antriebe dafür aus, daß die Post jene Beschränkung sowohl im Interesse der Cultur als auch zur Ersparung überflüssiger Manipulationschwierigkeiten fallen lassen und der Correspondenz den vollen Raum der Rückseite der Correspondenzkarte einräumen wolle. Niemand war darüber mehr erfreut, als der Erfinder selbst, welcher ja jene Beschränkung nur als Schutzmäntelchen für das leichtere Durchbringen seiner Idee ersehen hatte.

Aber der damalige Leiter des österreichischen Handelsministeriums, v. Plener, war nicht damit zufrieden, daß die Rückseite der Correspondenzkarte nur die Aufschrift: „Raum für schriftliche Mittheilungen“ tragen und im Uebrigen ganz der willkürlichen Ausfüllung durch das correspondirende Publikum überlassen werden solle. Er bemerkte, daß die Postanstalt sehr häufig in die fatale Lage kommen könnte, ehrenkränkende, oder unsittliche oder wie immer beleidigende Mittheilungen an den Adressaten spediren zu müssen, sobald sich dieselbe stillschweigend des Rechtes begibt, derlei Correspondenzen zu unterdrücken oder nicht ausdrücklich erklärt, für den Inhalt der Mittheilungen keine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Sektionschef v. Waly theilte diese Ansicht nicht. Er meinte vielmehr, daß jeder Empfänger der Correspondenzkarte einerseits das Recht habe, dieselbe zurückzuweisen, wenn sie ihm nicht convenire und andererseits nicht der Post, sondern vielmehr seinen Feinden und Feinden oder auch ungeschickten Freunden derlei Unzulänglichkeiten zur Last legen müsse. Daher könne auch von einer Verantwortlichkeit der Postanstalt überhaupt keine Rede sein. Dessenungeachtet ging er, um die Ausführung der Idee der Cor-

respondenzkarten nicht zu lange zu verzögern, auf den Gedanken des Ministers ein. Die österreichische Correspondenzkarte trägt daher auf ihrer Rückseite oben die Aufschrift: „Raum für schriftliche Mittheilungen“ und unten die Anmerkung: „Die Postanstalt übernimmt keine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Mittheilungen.“

Während der Unterredungen des Erfinders mit den Leitern der Generalpostdirektion Sektionschef Maly und Sektionsrath (nachher Ministerialrath) Kolbensteiner, fiel von Seite des letzteren die Andeutung, daß der Gedanke der Postkarten schon drei Jahre vorher auf der allgemeinen deutschen Postkonferenz zu Karlsruhe vom Vertreter des preussischen Postwesens ausgesprochen, aber von Seite der übrigen Mitglieder der Konferenz nicht beachtet worden sei. Dieser Delegirte war Oberpostrath Stephan aus Berlin gewesen. Als der Artikel in der neuen freien Presse die österreichische Generalpostdirektion zur Einführung der Correspondenzkarten angeregt hatte, da hatte sich Ministerialrath Kolbensteiner sogleich an jenen mit der Bitte gewendet, die damals mitgetheilte Skizze seiner Idee zu übersenden.

Erst vor Kurzen gelangte der Zeichner dieses Miniaturbildes in den Besitz des interessanten Schriftstückes und glaubt, daß dessen vollinhaltliche Mittheilung eine nothwendige Ergänzung der Geschichte der Correspondenzkarten bilde. Das Concept lautet folgendermaßen:

„Die Form der Briefe hat, wie viele andere menschliche Einrichtungen, im Laufe der Zeiten mancher Wandlung unterlegen. Im Alterthum wurden die Wachstafeln, welche die Schrift enthielten, mit Ringen verbunden. Der Brief war sozusagen ein Buch. Dann kam die Form der Rolle, welche noch bis in's Mittelalter reichte. Diese machte wiederum der bequemeren Form des Faltens oder Couverts Platz. Sene Hauptformen bildeten sich in allmäliger Entwicklung und durch verschiedene Uebergangsstufen aus. Das Material war dabei von Einfluß: — die Tafel, das Pergament, das Papier, in neuester Zeit sind Versuche gemacht, Briefbogen aus Eisen herzustellen. Das Material war aber für die Form der Briefe nicht allein entscheidend: vielmehr wurde dieselbe auch durch. achtbare Bräuche

wie durch flüchtige Moden, durch geschäftliche Bedürfnisse wie durch die Arten des Transports wesentlich mit bestimmt. Aus den verschiedenen Wandlungen ist die Form aber immer einfacher hervorgegangen. Dies dürfte zum Theil auch von der Form des Inhalts gelten, wie der Schwulst des Briefstils früherer Zeiten, die Häufung der Titulaturen u. s. w. beweist.

Die jetzige Briefform gewährt für eine erhebliche Anzahl von Mittheilungen nicht die genügende Einfachheit und Kürze. Die Einfachheit nicht, weil Auswahl und Falten des Briefbogens, Anwendung des Couverts, des Verschlusses, Aufkleben der Marke u. s. w. Umständlichkeiten verursachen; und die Kürze nicht, weil, wenn einmal ein förmlicher Brief geschrieben wird, die Convernienz erheischt, sich nicht auf die nackte Mittheilung zu beschränken. Die Weitläufigkeiten treffen den Absender, wie den Empfänger. In unseren Tagen hat das Telegramm bereits eine Gattung von Kurzbriefen geschaffen. Nicht selten telegraphirt man, um die Umständlichkeit des Schreibens und Anfertigns eines Briefes zu ersparen. Auch die Uebersendung einer Visitenkarte u. s. w. ersetzt für verschiedene Gelegenheiten einen förmlichen Brief.

Diese Betrachtungen lassen bei dem Postwesen eine Einrichtung etwa in nachstehender Art vielleicht als zeitgemäß erscheinen.

Bei allen Postanstalten, sowie bei den Briefträgern und Landbriefträgern kann das Publicum Formulare zu offenen Mittheilungen erhalten. Ein solches Formular: „Postblatt“ hat die Dimensionen eines gewöhnlichen Briefcouverts größerer Art und besteht aus steifem Papier, entspricht mithin etwa nach Dimension und Beschaffenheit den in einigen deutschen Postbezirken neuerdings eingeführten Post-Anweisungen. Die Vorderseite würde oben als Ueberschrift die Benennung des Postbezirks und eine entsprechende Vignette (Landeswappen etc) tragen, links einen markirten Raum zum Abdruck des Post-Aufgabestempels, rechts die Postfreimarkte gleich in das Formular hineingestempelt. Dann ein Raum zur Adresse (wie bei den Postanweisungen) mit dem Vordrucke: „An“ „Bestimmungsort“ und „Wohnung des Empfängers“; sowie die vorgedruckte Notiz: „Die Rückseite

kann zu schriftlichen Mittheilungen jeder Art benutzt werden; dieselben können, gleichwie die Adresse mit Tinte, Bleifeder, farbigem Stift u. s. w. geschrieben sein; indeß darf bei Verwendung von Bleistift etc. der Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit der Schriftzüge, namentlich auf der Adresse, nicht Eintrag geschehen.“ Ein solches Postblatt wird nun gratis durch die Post befördert, da der Postbetrag beim Kauf des Formulars entrichtet worden ist. Dieser Postbetrag würde möglichst niedrig festzustellen sein, etwa auf einen Silbergroschen, ohne Unterschied der Entfernung; für das Formular wird nichts entrichtet.

Die Manipulation der Postblätter im technischen Postdienst würde sich, wie die Erfahrung bei den Postanweisungen bewiesen hat, wegen der gleichmäßigen Form, der klaren Adresse und der Markenfrankatur sehr zweckmäßig gestalten.

Dem Publikum dürfte die Einrichtung, zumal wenn die empfängliche Scheu vor offenen Mittheilungen bei näherer Einsicht der Sache überwunden sein wird, für viele Gelegenheiten und Verhältnisse willkommen sei. Wie umständlich ist es z. B. oft auf Reisen unterwegs eine kurze briefliche Nachricht von der glücklichen Ankunft, von der Nachsendung eines vergessenen Gegenstandes u. s. w. an die Angehörigen gelangen zu lassen; künftig wird ein Postblatt aus dem Portefeuille gezogen, mit Bleistift im Coupé, auf dem Perron etc. ausgefüllt und in den nächsten Briefkasten oder Eisenbahn-Postwagen gesteckt. Hinsichtlich einer großen Zahl von Bestellungen, Benachrichtigungen etc. würde die Uebermittlung „per Postblatt“ wahrscheinlich bald in die geschäftliche Usance, wie in den geselligen Gebrauch übergehen.
Geschrieben im Oktober 1865.

gez. Stephan.

Wie klar ist hier ganz derselbe Gedanke fast mit denselben Motiven ausgesprochen wie im Artikel der Neuen freien Presse! Leider konnte der Verfasser des letzteren von diesem ersten Denker derselben Idee nichts wissen, da ja Oberpostsrath (nun Generalpostdirektor des deutschen Kaiserreichs) Stephan, den Aufsatz nicht drucken ließ, sondern bei der Postkonferenz zu Karlsruhe nur einigen Mitgliedern derselben mitgetheilt hätte, die jedoch zu dem spätem Erfinder in gar keiner Beziehung standen.

Stephan streute seine Idee auf unfruchtbaren Boden aus. Selbst die preussische Generalpostdirektion zeigte sich damals nicht geneigt, den Gedanken auszuführen. So ließ der Erfinder sein Geisteskind als Embryo auf bessere Zeiten harren. Erst die zweite und von der ersten ganz unabhängige Erfindung, welche weit günstigere Bedingungen des Wachstums und Gedeihens vorfand, konnte auch die erste wieder aufleben machen und zur Weiterentwicklung bringen. Wahrlich eine seltsame Verkettung der Umstände!

Die Correspondenzkarten wurden nun genau acht Monate nachdem der Artikel in der Neuen Freien Presse veröffentlicht worden war, zuerst als österreichische Erfindung in Oesterreich eingeführt.

Das Reichsgesetzblatt vom 25. September 1869 enthielt die folgende Verordnung des Handelsministeriums:

„Im Einvernehmen mit dem königlich ungarischen Handelsministerium werden vom 1. Oktober d. J. an von der Postverwaltung Correspondenzkarten ausgegeben, mittelst welcher kurze schriftliche Mittheilungen nach allen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie ohne Unterschied der Entfernung gegen eine gleichmäßige Gebühr von zwei (2) Neukreuzern befördert werden können.

Hinsichtlich des Verschleißes, der Ausfertigung und Behandlung derselben werden folgende Bestimmungen festgesetzt:

1. Die gestempelten Correspondenz-Karten sind bei allen Postämtern und Briefmarkenverschleißern um den Preis von zwei (2) Neukreuzern per Stück zu beziehen und sind offen (ohne irgend welchen Verschuß) aufzugeben.

2. Dieselben sind so wie Briefe mit einer deutlichen Adresse zu versehen, welche den Vor- und Zunamen des Empfängers, den Bestimmungsort und, wenn sie nicht *poste restante* lauten, auch die Wohnung des Empfängers genau entnehmen lassen soll.

Der Bestimmungsort ist, falls mehrere Orte gleichen Namens bestehen, durch Beisezung des Landes und Bezirkes und, wenn er nicht selbst Standort eines Postamtes ist, durch Beise-

zung des Postamtes, in dessen Rayon er gehört, näher zu bezeichnen.

Die Adresse ist auf der Vorderseite der Karte anzubringen.

3. Die Rückseite der Karte ist für die schriftlichen Mittheilungen bestimmt.

Dieselben können, so wie die Adresse, mit Tinte, Bleistift, farbigem Stift u. s. w. geschrieben sein, doch ist für die Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit der Schriftzüge Sorge zu tragen.

4. Die Karten können vorläufig nur nach Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie versendet werden und sind wie durch Marken frankirte Briefe aufzugeben.

Die Recommandation derselben kann gegen die gewöhnliche Recommandationsgebühr stattfinden, die Marke für die Recommandation ist auf der Rückseite neben den Worten: „Raum für schriftliche Mittheilungen“ aufzukleben.

5. Für die Nachsendung einer Correspondenz-Karte, an einen anderen als den auf der Adresse bezeichneten inländischen Ort oder für die Rücksendung an den Aufgabort wird eine weitere Gebühr nicht eingehoben.

6. Für die Zustellung der Karten ist an Orten, an welchen keine ärarischen Briefträger bestellt sind, die Zustellungsgebühr von Einem (1) Neukreuzer zu entrichten.

7. Die Postanstalt übernimmt keine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Mittheilungen.

Die Postämter sind jedoch angewiesen, in ähnlicher Weise, wie es bezüglich der Briefe mit unstatthaften Beisätzen auf der Adresse angeordnet ist, auch die Correspondenzkarten von der Beförderung, beziehungsweise Zustellung dann auszuschließen, wenn ihnen auffallen sollte, daß hiemit Unanständigheiten, Ehrenbeleidigungen oder sonst strafbare Handlungen beabsichtigt werden.

8. Der Umtausch der Correspondenzkarten, welche vor ihrer Aufgabe durch versehen oder Zufall unbrauchbar geworden sind, kann gegen Erlag des Betrages von 1 Kr. in derselben Weise und unter denselben Bedingungen stattfinden, welche für den Umtausch verdorbener Briefcouverts festgesetzt sind."

Wien am 22. September 1869.

Die amtliche Wiener = Zeitung veröffentlichte hiezu die nachfolgenden Erläuterungen:

„Mehrfachen Anregungen folgend, hat die k. k. Postverwaltung, treu ihrem Bestreben, den Bedürfnissen des Verkehrs fördernd entgegenzukommen, die Frage in Erwägung gezogen, ob nicht offenen Karten mit kurzen schriftlichen Mittheilungen die Begünstigung zugesprochen werden sollte, daß sie gleich den Drucksachen (Kreuzbandsendungen) gegen ein ermäßigtes Porto befördert werden.*)

Man ist hiebei zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Vortheile, welche dem correspondirenden Publikum durch ein solches Zugeständniß geboten würden, von solchem Belange sind, daß die Maßregel im allgemeinen Interesse als höchst wünschenswerth angesehen werden muß.

Vom Standpunkte der Post-Manipulation erschien es jedoch nicht wohl ausführbar, das Format dieser Karten der Wahl des Publikums zu überlassen oder die Zahl der Worte auf eine bestimmte Ziffer zu beschränken. Letzteres schon deshalb nicht, weil, abgesehen von andern Schwierigkeiten, bei einiger Ausbreitung dieser Gattung von Correspondenz den größeren Postämtern eine Nachzählung und Controle der Wortzahl in den Karten unmöglich aufgebürdet werden könnte.

Man hat sich daher, einverständlich mit der königlich ungarischen Postverwaltung, welche in die hierortigen Intentionen bereitwilligst eingegangen ist, für die Ausgabe von Correspondenzkarten von Seite der Postverwaltung in der Weise entschieden, wie aus der Verordnung ersichtlich ist.

Diese Karten, welche vom 1. Oktober d. J. ab um den Preis von 2 Neukreuzern per Stück in Verschleiß gesetzt werden,

*) „Schon bei der Postkonferenz in Karlsruhe im Jahre 1866 ist von dem königlich preussischen Abgeordneten den übrigen Konferenzmitgliedern ein solches Projekt mitgetheilt worden, bisher aber nirgends zur Ausführung gelangt.“

Ein ähnlicher Vorschlag wurde in dem Abendblatte der „Neuen Freien Presse“ vom 26. Januar von Dr. Herrmann gemacht.“

eignen sich zu allen jenen Mittheilungen, welche ihrer Natur nach offen versendet werden können (wie einfache Benachrichtigungen, Bestellungen, Beglückwünschungen, etc.) und werden ohne weitere Porto-Entrichtung im ganzen Umfange der österreichisch-ungarischen Monarchie befördert.

Es ist wohl kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, welche Vereinfachung hierdurch für derlei Correspondenzen erzielt wird.

Es entfallen nothgedrungen alle jene Förmlichkeiten, welche beim Brieffschreiben sonst üblich sind, sowie die Weitwendigkeiten, welche mit dem Couvertiren und dem Verschlusse eines Briefes verbunden sind.

Diese Vereinfachung wird fast noch mehr als das billige Porto bei jener zahlreichen Classe von Correspondenten ins Gewicht fallen, welche die Mühe und den Zeitaufwand scheuen, die das Schreiben eines eigentlichen Briefes verursacht.

Insbepondere dürften die Correspondenz-Karten für Reisende schätzenswerth sein, welche auf solche Weise selbst während der Fahrt an jedem Ruhepunkte, ja vom Eisenbahnwaggon aus Correspondenzen an ihre Angehörigen oder Geschäftsfreunde vermitteln können, indem sie die betreffende Notiz nöthigenfalls mit Bleifeder auf die Karte schreiben und letztere in den Briefkasten des fahrenden Postamtes oder des nächsten Bahnhof-Postamtes hineinlegen.

Schließlich sei hier noch mit wenigen erläuternden Worten jener Bestimmung der obigen Verordnung gedacht, wonach die Karten dann von der Beförderung auszuschließen sind, wenn wahrgenommen wird, daß hiemit Unanständigkeiten, Ehrenbeleidigungen oder sonst strafbare Handlungen beabsichtigt werden.

Eine ähnliche Bestimmung besteht schon seit dem Jahre 1865 hinsichtlich der Briefe, auf deren Adressen derlei unstatthafte Beisätze enthalten sind, und es ist dieselbe nur folgerichtig auf die Correspondenz-Karten ausgedehnt worden.

Diese Bestimmung ist ein nothwendiges Correlativ für jene Fälle, wo die Karten zu injuriösen oder unstatlichen Mittheilungen mißbraucht werden wollen, die eben, weil sie offen durch die Hände der Postbediensteten laufen, für den Adressaten sehr

verlezend sind und häufig selbst zu Collisionen mit den bestellenden Individuen Anlaß geben würden.

Bei der großen Anzahl der Karten, die voraussichtlich zur Versendung kommen werden, und bei dem Umstande, als die Mittheilungen in beliebiger Sprache abgefaßt sein können, wird sich wol kaum verhindern lassen, daß einzelne Karten unstatthafter Inhalts gleichwol an die Adressaten gelangen, und die Postanstalt kann daher in dieser Beziehung keine Verantwortlichkeit übernehmen; allein andererseits dürfte es doch auch als vollkommen gerechtfertigt erkannt werden, daß die Zustellung dann unterbleibt, wenn es bemerkt wird, daß mit der Mittheilung offenbar eine sträfliche Absicht verfolgt wird.“

2. Die Verbreitung der Correspondenzkarte.

Jede neue Erscheinung wird von dem einem Theile der Menschen anfangs, so lange der Reiz der Neuheit wirkt, im Uebermaße gebraucht, von dem andern Theile aber, wenn nicht verfolgt, so doch mißbraucht.

So erging es auch gleich in den ersten Tagen ihres Erscheinens der Correspondenzkarte. Der Verbrauch war anfangs übermäßig groß, sank aber dann rasch auf das natürliche Maß herab, um erst allmählig wieder regelmäßig und nachhaltig zu steigen.

In den österreichischen Kronländern diesseits der Leitha wurden abgesetzt:

In den Monaten:	Stück Correspondenz-Karten	mit einem Erlöse von	
		fl.	kr. ö. B.
Oktober 1869	1,401,522	28,030	44
November „	832,203	16,644	6
December „	692,377	15,847	54
Januar 1870	490,936	9,818	72
Februar „	419,223	8,384	46

In den Monaten	Stück Correspondenz-Karten	mit einem Erlöse von	
		fl.	kr. D. B.
März 1870	619,633	12,392	66
April "	635,161	12,703	22
Mai "	646,545	12,930	90
Juni "	707,492	14,149	84
Juli "	753,904	15,078	8
August "	732,511	14,650	22
September,,	738,152	14,763	4
Oktober "	867,511	17,350	22
zusammen 9,537,170		190,743	40

Der Reiz der Neuheit wirkte demnach bis in den Januar 1870, also ungefähr vier Monate lang; dann begann die Erkenntniß der praktischen Verwendbarkeit des neuen Correspondenzmittels auf dessen Absatz einzuwirken, und diese wirkt auch noch gegenwärtig in einer von Monat zu Monat sanft ansteigenden Progression fort.

In ganz Oesterreich dürfte der Verbrauch der Correspondenzkarten jährlich etwa fünfzehn Millionen Stück umfassen, freilich ungleich weniger, als der Erfinder in seinem Artikel veranschlagt hatte. Aber in wenigen Jahren wird der Verbrauch der Correspondenz-Karten bis auf jene allerdings ganz enorme Höhe steigen, da ein großer Theil der Bevölkerung sich erst an den Gebrauch derselben gewöhnen muß.

Es ist eben kaum glaublich, daß sogar einem so einfachen, schlichten Hülfsmittel der Correspondenz, welches ja doch schon in so kurzer Zeit Vielen mehr oder weniger unentbehrlich geworden ist, gar viele Hindernisse im Wege stehen.

Wenn auch der Neid und die Mißgunst der Konkurrenz, welche andere Neuerungen auf Leben und Tod bekämpfen, hier deshalb nicht einen schädigenden Einfluß nehmen konnten, weil ja niemand mit dem Postregale des Staates konkurriren kann und darf, so drängte sich doch die Bosheit und Schelmerei besonders in den ersten Monaten vor und benutzte das unschuldige Papier zu tausenderlei üblen und losen Streichen.

Der Umstand, daß die Karte, wenn sie von dem Postbediensteten nicht unmittelbar in die Hände des Adressaten über-

geben wird, von allen Hausgenossen, und vorzüglich auch von dem Gefindel gelesen werden kann, wurde dazu benutzt, anonyme Anzeigen über Verhältnisse, welche der Adressat gerne verborgen gehalten hätte, mittelst der Correspondenzkarte in das Haus zu senden.

Gläubiger brachten säumige Schuldner durch Correspondenzkarten, welche zur Zahlung mahnten, in große Verlegenheit, wenn diese Karten in die Hände der Verwandten oder wohl gar der Amtsvorsteher oder militärisch Vorgesetzten fielen.

Man kann freilich andererseits behaupten, daß es vielleicht gar nicht geschadet haben dürfte, wenn auf diese Weise ein leichtsinniger Sohn, ein genußsüchtiger Familienvater, ein pflichtvergessener Beamter oder Offizier an den Pranger gestellt und zur Umkehr und Besserung genöthigt wurden.

Auch Ehrenbeleidigungen konnten nicht ganz unterdrückt werden. So bellagte sich z. B. bald nach dem Erscheinen der Correspondenz-Karten ein bekannter übereifriger Fastenprediger in Wien öffentlich in den Zeitungsblättern, daß er durch anonyme Correspondenzkartenschreiber hart mitgenommen werde, ja daß einer derselben sich sogar erdrecht habe, ihn mit einem nichts weniger als auszeichnenden Titel aus der Naturgeschichte, und zwar aus der Familie der Wiederläuer, zu beehren.

Muntere Studenten machten hinwiederum den Scherz, ihre Kollegen, welche allzugerne den halben Tag zu verschlafen pflegten, zeitlich Morgens durch den Briefträger wecken zu lassen, welcher Tag für Tag eine Correspondenzkarte überbrachte, auf der nebst der Adresse nur die Worte: „Guten Morgen“ standen.

Besonders zeigte sich das muntere und lebenslustige Wien anfangs unerschöpflich in der Ausbildung des neuen Genre der „Correspondenzkartenweise“.

Dieses Genre tauchte indessen später, als sich die Correspondenzkarten über viele Länder verbreiteten, auch in anderen Städten auf. Eine nette Geschichte brachten vor kurzem mehrere Journale aus einer sächsischen Stadt. Ein loser Schall hatte in Erfahrung gebracht, daß die Beamten des Postbüreau's mit besonderem Amtseifer ihrer Verpflichtung obliegen, die Correspondenzkarten zu lesen, und daß dieselben sich den Inhalt pi-

kanter oder interessanter Karten gegenseitig mittheilen. Er schrieb auf einer Karte seinem Freunde, einem bekannten Turner und Schwimmer, derselbe möge Abends sechs Uhr in der Schwimmschule eintreffen und dort in der Nähe des Pegels die verlorene Börse des Correspondenzkartenschreibers unter dem Wasser suchen helfen. Und wirklich gingen die Postbeamten und Diener in die Falle, denn einer nach dem andern erschien in der Schwimmschule und begann in der Nähe des Pegels Tauchübungen zu machen, aber, weil die Börse gar nicht verloren gegangen war, natürlich ohne Erfolg.

Andererseits trugen gerade manche Vorzüge der Correspondenzkarten dazu bei, ihre praktische Wirksamkeit zu verringern.

Viele Menschen gewannen von der Einfachheit der Correspondenzkarten einen so hohen Begriff, daß sie häufig entweder die Adresse oder die Correspondenz beizufügen vergaßen. Allwöchentlich theilt die Amtliche Wiener-Zeitung den Inhalt jener nicht seltenen Correspondenzkarten mit, welche, weil sie ohne Adresse sind, beim Wiener-Hauptpostamte ihres Absenders harrten.

Anderer wieder trugen Scheu, ihre Gedanken so frei und unverwahrt, und für alle Welt lesbar, in die Welt hinaus zu schicken. Ferner giebt es besonders unter den Personen des weiblichen Geschlechts Viele, welche sich meistens ganz unnöthigerweise schämen, ihre Handschrift öffentlich auszustellen. Denn leider ist fast allgemein das Vorurtheil verbreitet, daß das Lesen der Correspondenzkarten Niemandem verwehrt ist, während doch im Amte die Pflicht, im Hause die gute Sitte gebietet, das Briefgeheimniß zu wahren und auch offene Karten, welche für Andere bestimmt sind, nicht zu lesen. Für den Postbeamten insbesondere ist schon die Adresse eines Briefes Amtsgeheimniß, wie viel mehr der Inhalt einer Correspondenzkarte.

Weniger Hindernisse fand das neue Correspondenzmittel bei der Geschäftswelt. Anfangs benutzten viele Unternehmer den Reiz der Neuheit desselben, um darauf Preiscourants, Speisekarten, Einladungen zum Besuche der Niederlagen, zu Vereinsversammlungen, Concerten, Jagden, sogar zu Leichenbegängnissen drucken und versenden zu lassen. Ein Wahlagitations-Comité in Graz faßte sogar unlängst den Beschluß, alle Wähler eignes

durch Correspondenzkarten zur lebhaften Betheiligung an den Gemeinderaths-Wahlen aufzufordern und erzielten damit einen nennenswerthen Erfolg. Aerzte zeigten ihren Patienten an, daß sie zu kommen verhindert seien, oder auch, daß sie zu bestimmten Stunden eintreffen werden, u. dergl. m.

Da zeigte sich jedoch ein neuer Uebelstand. Man glaubte, daß die Zusammenstellung der Karten im Stadtbezirke doch leicht in wenigen Stunden, mindestens aber an demselben Tage erfolgen könne, und hielt die Karten für eine Art geschriebener Lokaltelegramme. Bald machte man jedoch sogar auch in Wien die traurige Erfahrung, daß Correspondenzkarten, welche frühmorgens aufgegeben wurden, dem Adressaten, der oft nur eine halbe Stunde weit vom Aufgeber entfernt wohnte, erst am Tage darauf, ja manchmal sogar erst zwei Tage später zutamen.

Bessere Dienste leistete die Correspondenzkarte als Verbindungsmittel zwischen den Kaufleuten größerer Städte und den Kaufmannschaften derselben in kleineren Orten, oder auch anderen Provinzen. Man bestellte eine Waare mittelst Correspondenzkarte und erhielt dieselbe einige Tage später gegen Postnachnahme zugesendet.

Im Ganzen war jedoch der Erfolg der Correspondenzkarten in Oesterreich ein derartiger, daß das Handelsministerium den Regierungen, welche zahlreich anfragten, die neue Einrichtung mit gutem Gewissen anempfehlen konnte.

Die Correspondenzkarten wurden nun der Reihe nach in der Schweiz, in Baiern, Württemberg, Baden, gleichzeitig am 1. Juli 1870 im ganzen Gebiete des norddeutschen Bundes, ferner in Frankreich, den Niederlanden, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, in Norwegen, Portugal, in den vereinigten Fürstenthümern Moldau und Walachei, in Schweden und Spanien, in England und Belgien eingeführt. Italien bereitet die Einführung soeben vor.

In Baiern wurde bei der Einführung von der Regierung ausdrücklich bemerkt, daß der Absender der Karte sich auf derselben nicht zu nennen brauche. Die Generalpostdirektion des norddeutschen Bundes, an deren Spitze inzwischen am 1. März 1870 Oberpostsrath Stephan getreten war, und welche die Einführung der Correspondenzkarten gleich nach dem Erscheinen

derselben in Oesterreich beschlossen hatte, gab Karten von größerem Formate aus und beschränkte die Rückseite derselben weder durch Aufschriften, noch durch Bemerkungen über die Nichtverantwortlichkeit der Postanstalt. Dagegen ging dieselbe sonderbarerweise auf ein geringeres als das gewöhnliche Briefporto nicht ein. Die Karten müssen erst vom Postamte oder auch vom Absender mit Briefmarke von einem Groschen versehen werden. Nur auf besonderen Wunsch werden unbeflebte Formulare in Portionen von wenigstens 100 Stücken an Parteien verabfolgt, welche dafür den Selbstkostenpreis von fünf Groschen für jedes Hundert zu entrichten haben.

Die Einführungsverordnung versprach zugleich, daß, wo es im Bedürfnisse liegen sollte und ohne Aufwendung besonderer Kosten geschehen kann, den Absendern namentlich bei größeren Postanstalten eine Schreibgelegenheit zur Ausfüllung der Correspondenzkarten in der Nähe der Postaufgabestellen gewährt werden solle. Auch werden mit der Marke beklebte Formulare, welche vor der Einlieferung zur Post beschädigt oder unbrauchbar geworden sein sollten, gegen unverlegte unentgeltlich umgetauscht.

Trotz des hohen Portofages wurden im Gebiete des norddeutschen Bundes vom 1. Juli bis letzten December 1870 doch dreiundeinhalb Millionen Correspondenzkarten verbraucht, so daß der Jahresbedarf ungefähr sieben Millionen beträgt.

In England adoptirte man nicht nur das österreichische Format der Correspondenzkarten, sondern ging auch auf die Herabsetzung des Porto's ein. Die englischen Karten sind aus sehr schönem, glattem Papier von hellgelber Farbe erzeugt, tragen eine violette Randverzierung und die violette Halbpenny-Markte aufgedruckt. Sie erhielten nach der Idee des österreichischen Erfinders den Namen „Postkarte“ (Post Card), und enthalten auf der Vorderseite nur noch die Bemerkung: The adress onlly to be written on this side. To

Am ersten Januar 1871 trat der Vertrag in Wirksamkeit, welchen Oesterreich, Norddeutschland, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Schweden, die Schweiz, Spanien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika dahin abschlossen, daß die Correspondenzkarten

dieser Länder ohne Erhöhung des Porto's auf mehr als fünf Kreuzer oder einen Groschen in die andern hier aufgezählten Länder versendet werden können. So ist also die Correspondenzkarte auch ein internationales Correspondenzmittel geworden.

Eine eigenthümliche und bedeutungsvolle Verwendung fand die Correspondenzkarte im letzten Kriege Deutschlands gegen Frankreich. Generalpostdirektor Stephan, welcher die Organisation des Postdienstes im Felde mit anerkannt sicherer und genialer Hand leitete, erfand auch für die Correspondenz selbst die geeigneten Hülfsmittel.

Gleich beim Beginne des Krieges wurden zwei Arten eigenthümlicher Correspondenzkarten ausgegeben, welche dazu bestimmt waren, „die durch das Correspondenzkarten-System ermöglichte Kurzschrift den im Felde stehenden Soldaten und Beamten zu ermöglichen“.

Die eine Art war für Sendungen an die mobilen Militairs und Militairbeamten bestimmt. Auf der Vorderseite trugen sie folgende Bezeichnungen:

Feldpost- Correspondenzkarte.

An den
. tes Armee-Corps	 te Compagnie
. te Division	 te Schwadron
. tes Regiment N. Batterie

Unter dem Striche war bemerkt:

1) Correspondenzkarten an die mobile Armee werden portofrei befördert und sind bei sämmtlichen norddeutschen Postanstalten käuflich zu haben (5 Stück à 3 Pfennige).

2) In den Correspondenzkarten muß deutlich angegeben sein, zu welchem Armee-Corps, welcher Division, welchem Regimente, welcher Compagnie (oder sonstigem Truppentheile) der Adressat gehört, welchen Grad oder Charakter oder welches Amt bei der Militair-Verwaltung derselbe bekleidet.

3) Die Rückseite des Formulars kann in ihrer ganzen Ausdehnung zu brieflichen Mittheilungen jeder Art benutzt werden,

welche, sowie die Adresse, mit Tinte, Bleisfeder oder farbigem Stifte geschrieben sein können.

4) In Privat-Angelegenheiten ist eine Recommendation der Correspondenzkarten nicht gestattet.

Die zweite Art war ausschließlich dazu bestimmt, von den Gliedern der mobilen Armee versendet zu werden. Sie unterschied sich von der ersten Art nur durch eine einfachere Bezeichnung der Adresse. Diese Correspondenzkarten wurden den im Felde stehenden Truppen durch die Vermittlung der betreffenden Militair-Behörden unentgeltlich verabsolgt. Bis zum Jänner 1871 waren ungefähr zehn Millionen Stück an die Truppen geliefert worden.

Die Correspondenzkarten machten es dem Soldaten möglich, stets mit seinen Geliebten in der Heimath in geistigem Verkehr zu bleiben, sie ermuthigten denselben, die Trennung von der Heimath, ja sogar die Strapazen des Feldzuges leichteren Sinnes und mit frohen Hoffnungen zu ertragen. Unmittelbare Beobachter berichteten einstimmig, daß dieser Umstand auf den Geist des deutschen Heeres einen sehr wesentlichen Einfluß genommen habe. Die französischen Gefangenen dagegen beklagten sich bitter über die Mangelhaftigkeit der französischen Feldposteinrichtungen und über den deprimirenden Eindruck, welchen der Gedanke auf den Soldaten ausübt, daß er nun im Felde von aller Welt abgesperrt und verlassen sei.

Ein Correspondent der Neuen Freien Presse*) schrieb hierüber: „Die erst vor Kurzem von Wien ausgegangene Erfindung der Correspondenz-Karte, einfach wie das Ei des Columbus, aber darum nicht weniger schätzbar und seit Jahrhunderten fast unbegreiflich auf sich warten lassend, ist gerade zur rechten Zeit gekommen. Nicht der zehnte Theil der zwischen den deutschen Truppen und ihren Lieben zu Hause seit Ausbruch der Feindseligkeiten gewechselten Mittheilungen wäre wahrscheinlich erfolgt, wenn diese unter allen Umständen bequeme Handhabe gefehlt hätte, seinen Gedanken ohne Feder und Tinte, ohne Briefum-

*) Neue Freie Presse, Morgenblatt vom 29. September 1870. S. 9.

schlag und Siegellack, unter dem Zelte oder im offenen Divouat, auf einem Baumstrunk oder an die Kanone gelehnt, augenblicklich zu Papier bringen zu können. Jetzt erst wird die ganze wohlthätige Bedeutung der neu aufgetauchten Maßregel klar“.

Dist sind diese Karten während der Schlacht in einem Moment der Ruhe auf dem Rücken des Kameraden geschrieben worden und haben den Angehörigen die heiß ersuchte erste Nachricht gebracht. Auf dem Schlachtfelde bei Sedan sammelte die Feldpost Tausende solcher Karten mit der Siegesnachricht und beförderte sie nach Hause.*)

3. Die Gesetzmäßigkeit des Erfindens.

„Die Erfindung der Correspondenzkarten lag eben in der Luft,“ möchte man sagen, „sie mußte gemacht werden, weil die Zeit dafür reif geworden war. Ob die Erfindung von Diesem oder Jenem gemacht wurde, ist einerlei, denn sie ist das Ergebnis der Gesamtkultur, und der einzelne Kopf, welcher den Gedanken dachte, ist nur ein Repräsentant der ganzen Kulturgesellschaft“.

Diese Anschauung ist richtig, nur muß zugegeben werden, daß es in allen Gebieten menschlichen Schaffens gewisse jein- föhliche oder rasch denkende Naturen gibt, welche früher als alle anderen den Gesetzen des naturgemäßen Denkens in gewissen Richtungen entsprechen. Man nennt sie Erfinder, als ob sie schon Vorhandenes, aber für Andre Unsichtbares fänden. Ihr

*) Siehe den schönen Artikel über „die Feldpost“ in den Grenzboten 1871. Darin heißt es weiterhin: „Die Armee hat von diesen Correspondenzkarten — die in ihrer die Kürze bedingenden Gebrängtheit gegenüber der althergebrachten Vielschreiberei eine wahrhafte Wohlthat sind — wohl an 12 Millionen ins Feld mitgenommen; sie finden sich in jedem Tornister vor“.

Loos ist kein beneidenswerthes. Denn gerade weil sie um einige Jahre oder auch Jahrzehnte und Jahrhunderte ihren Zeitgenossen voraus eilen, werden sie häufig als Träumer verlacht, oder, wenn sich ihre Schöpfung rasch Bahn bricht, als leere Figuranten, welche doch nur Bekanntes empfahlen, beiseite gestellt und übersehen. Die Erfinder sind allerdings Repräsentanten der denkenden Masse eines Zeitalters, aber damit sie Repräsentanten ihres Zeitalters werden konnten, mußten sie doch mehr arbeiten, exakter denken, als das Mittelmaß ihrer Zeitgenossen es zu thun pflegte.

Das geflügelte Wort: „Die Erfindung schwebt in der Luft“ bedeutet wohl nur: in einem bestimmten Zeitmomente waren alle Bedingungen gegeben, welche eine gewisse Neuerung passend und ausführbar erscheinen ließen, und waren andererseits die Gedankengrundlagen der Erfinder schon so vorbereitet, daß nicht nur Einer, sondern Viele fast gleichzeitig und mit Nothwendigkeit zu demselben Resultate gelangen mußten. — Sind aber die Bedingungen der Erfindung gegeben, dann erfolgt diese so gut mit einer Art Naturnothwendigkeit, wie etwa ungewöhnlich mehr Kinder geboren werden nach menschenverbrauchenden Kriegen, oder mehr Narren in das Irrenhaus gelangen unmittelbar nach politischen Umwälzungen. Die einzelne Person, welcher die Erfindung gelingt, wird nach jenem Naturgesetze dazu rechtzeitig geschaffen und befähigt, welches man die *Ver mann i g l i c h u n g* der Individuen nennen könnte, und welches zu dem Zwecke wirkt, damit für jede eigenthümliche Aufgabe unter mehreren Tausend Menschen auch immer die speciell geeignete Persönlichkeit vorhanden sei.

Es geht hier fast so, wie bei der Entstehung der Arten in der Natur. Eine Pflanzenspecies z. B. ist bisher auf einem Boden gediehen, welcher alle Bedingungen zu ihrer normalen Existenz darbot. Nun aber verbreitet sich die Pflanze auch über nahegelegene Bodenarten, welche jedoch ihrer dauernden Ansiedlung gewisse Hindernisse in den Weg legen. Unter den tausend oder zehntausend Pflänzchen, welche die neue Bodenart benutzen, wird sich nun gewiß wenigstens eines finden, das vielleicht schon seit mehreren Generationen eine eigenthümliche, aber bisher nicht

nutzbar gewordene, Ausbildung gerade jener Organe an sich trägt, die in dem neuen Boden die letzten Hindernisse überwinden. Dieses Individuum wird sich rasch vermehren und die anderen Individuen derselben, aber hinsichtlich des neuen Bodens etwas mangelhafteren Art nach und nach verdrängen.

Findet sich unter den zehntausend Individuen der alten Art das eine Individuum mit den abweichenden Organen nicht, dann muß die alte Species sich eben so lange vermehren und vermannigfaltigen, bis das geeignete Individuum entstanden ist.

Gewiß haben schon mehrere hundert Menschen bei Betrachtung des Briefes den Gedanken der Correspondenzkarte gedacht. Aber die Hindernisse, diesem Gedanken Gehör zu schenken, ihn mitzutheilen, denselben zur Ausführung zu bringen, und während der Ausführung allen feindlichen Einflüssen gegenüber zu vertheidigen und zu erhalten, erschienen ihnen zu groß, der Boden der Verbreitung war zu ungeeignet.

Da erschien der hundertunderste Mensch, welcher nicht nur den Gedanken der Correspondenzkarte dachte, sondern demselben auch solche Maßregeln als Existenzorgane beifügte, welche das Wachsen und Gedeihen unter den besonderen Verhältnissen ermöglichten. Aber noch fehlte ein Organ, um die letzten Hindernisse zu überwinden: die ausführende Postverwaltung.

Und nun endlich mußte der hundertundzweite Mensch erscheinen, welcher nicht allein gleich den hundert Vorgängern den Gedanken der Correspondenzkarte faßte, nicht allein gleich dem hundertundersten praktischen Denker die Ausführung versuchte, sondern der auch das Organ entdeckte oder eigentlich auf dem Wege der Zeitungspublication fand, welches die Macht und den Einfluß besaß, der Ausführungsidee in den weitesten Kreisen Geltung zu verschaffen. Aus der hundertundzweiten Gedankenpflanze entstand erst die neue Art.

Es wäre jedoch vielleicht nicht uninteressant, auch nachzuforschen, wie die Idee der Correspondenzkarte überhaupt entstehen konnte.

Dem gewöhnlichen Menschen erscheint eine Erfindung als eine Ausgeburt des Zufalls, die so unerwartet und unvorbereitet auftaucht, wie etwa die Wasserpest in den Teichen Mitteleuropa's

oder die Pilze in den kranken Kartoffeln, Weintrauben, Seidenraupen der Gegenwart. Mancher stellt sich die Erfindung sogar als durch eine Art von *generatio aequivoca* d. h. wie durch eine urzeugende Eingebung entstanden vor. Oder! schweben die Erfindungen etwa in der Gestalt lebenskräftiger Pflzsporen in der Luft und brauchen sie dann nur einen Kopf, um in demselben keimen und zur kryptogamen Pflanze heranzukommen zu können? Wenn dies wirklich der Fall wäre, dann hätte der zufällig befruchtete Kopf, der ja nur den Boden für das Gedeihen der neuen Gedanken- und Erscheinungsspecies abgiebt, gar kein Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, als höchstens das, den Krim nicht ausgerottet, sondern vielmehr ruhig wachsen gelassen zu haben? Die Anhänger der norddeutschen Manchester Schule scheinen dieser Ansicht zu hulldigen und streben das Verdienst des Erfinders auf ein solches Minimum zu reduzieren*), daß die Vortheile der Monopolstellung, welche ihm der Patentschutz in manchen Fällen gewähren könnte, dagegen gehalten unverhältnißmäßig groß und daher ungerecht erscheinen.

Es muß zugegeben werden, daß der Erfindungsgebante niemals durch eine *generatio aequivoca* entstehen kann. Er stammt vielmehr von andern verwandten Gedankengenerationen ab, welche vielleicht erst im Laufe der Jahrhunderte oder Jahr-

*) So bemerkt Dr. W. S. Gras in einem Aufsatze „Ueber Erfindungen und Patente“ in seinem Jahrbuch für Volkswirtschaft 3ter Jahrgang S. 48: „Das Eigenthum an einem materiellen Etwas ist leicht festzustellen, jeder Besitzwechsel kann ohne Schwierigkeit aufgesucht und Herkunft und Verbleib der Sache bestimmt werden. Wie anders dagegen ist es mit dem Eigenthum an einer Idee bestellt! Eine Idee kann gleichzeitig in den Köpfen vieler Personen existiren; sie — dieselbe Idee — kann schon früher existirt haben oder in Zukunft wieder erscheinen. Herkunft oder Verbleib der Idee läßt sich nicht feststellen: Der Ideen bildende Kopf nimmt seine Anregungen — wie Göthe sagt — wo er sie findet.“

Aber er verarbeitet sie ja doch auch, möchten wir hinzusetzen, wie der Schneider das Tuch und den Faden verarbeitet und daraus einen Rod erzeugt; und nicht für das alte, vielleicht umsonst zu erlangende Ideematerial, sondern für das neue Ideenerzeugniß kann der Erfinder einen angemessenen Lohn fordern, gleich jedem andern technisch und ökonomisch schaffenden Arbeiter.

tausende durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht jene Ausbildung erlangt haben, welche die Möglichkeit darbot, daß die neue Idee als eine kleine Abart austauchte und sich löste, um von nun an in der Welt eine eigene Verwirklichung zu suchen und ein eigenes Arten- und Individuenbasein zu führen.

Aber auch die Arbeiten, welche einer solchen Umbildung, Ver-selbständigung und Abtrennung vorhergehen, sind nicht so geringfügig, als man vielleicht im ersten Augenblicke denken könnte. Die Erfindung ist eben nicht ein Keim, welcher nur einen fruchtbaren Boden zu finden braucht, um sich zur üppigen Pflanze entfalten zu können, sie ist vielmehr das neuartig gestaltete Pflänzchen, welches nach langem Kämpfen und Ringen zu den besonderen und für die eigenthümliche Existenz geeigneten Organen gelangte, und diese im Kampfe um die Existenz nun auch erst gehörig gebrauchen lernen muß.

Die Idee der Correspondenzkarte ist daher ebenfalls nicht aus sich selbst entsprungen, sondern sie erscheint nur als eine zarte Abart der Ideen species des Briefes.

Der Erfinder der Correspondenzkarte mußte daher vor Allem eine klare und richtige Vorstellung der Idee und Geschichte des Briefes haben.

4. Die Entstehung und Entwicklung des Briefes.

Der Brief entstammt offenbar dem Boten- und Gesandtenwesen. Die ersten Boten trugen gewisse Symbole mit sich, welche die Botschaft jedem Eingeweihten verkündeten. Ein Del-, Weiden- oder Palmzweig bedeutete Frieden, eine Fackel Krieg, eine rothe Blume Liebe, eine gelbe Eifersucht, eine Distel Zurückweisung des Liebenden. Die alten Bewohner des europäischen Nordens schlachteten, sobald ein Krieg ausbrach, ein Rind,

zerstückten es und sendeten die Stücke nach allen Weltgegenden hinaus, um damit die befreundeten Geschlechter zum Beistande aufzufordern. Noch weiter gingen einzelne Indianerstämme Nordamerika's, welche ihren Boten die Wampungürtel mitgaben. Diese Gürtel waren meistens aus Seemuscheln kunstvoll gefertigt und mit allerlei Figuren gestickt. Weiße Gürtel bedeuteten die Versicherung des Wohlwollens und der Freundschaft, schwarze verkündeten Krieg, waren sie aber mit rothen Zeichen versehen und durch eine Rolle Taback's verstärkt, dann forderten sie zur Hülfeleistung im Kriege auf.

Der Krieg und die Liebe, zwei sehr ungleiche und doch in manchen Dingen nahe verwandte Erreger wirthschaftlichen Schaffens, waren von Anfang an die Organisatoren des Boten- und Briefwesens und sind es zum größten Theile auch heute noch. Beide fordern für ihre Mittheilungen unbedingte Geheimhaltung. Daher genügten ihnen bald die Mittheilungen durch symbolische Gegenstände nicht mehr, denn die Zahl der Kenner dieser Zeichen war bald so groß geworden, daß dieselben eher zur Veröffentlichung als zur Geheimhaltung der Botschaft dienten.

Da kam die mittlerweile erfundene oder bei anderen Völkern entdeckte Schrift mit ihren Zeichen zu Hülfe, welche anfangs nur von wenigen Personen enträthelt werden konnte. Um die Geheimhaltung der geschriebenen Nachricht noch mehr zu sichern, gerieth man auf ganz sonderbare Vorkehrungen. Herodot erzählt, daß man manchmal einen Sklaven als Schreibmateriale benutzte, indem man den Kopf desselben glatt abschor, die Kopfhaut mit den Zeichen beschrieb, hierauf die Haare wachsen ließ und den Boten sodann absandte. Der Empfänger der Botschaft schor den Kopf von Neuem, las die Schrift, und antwortete dann auf demselben, freilich etwas ungewöhnlichen und umständlichen Wege. Der persische Hofmann Harpagus soll sogar dem Könige Cyrus einen Hasen übersendet haben, in dessen Felle unter der Oberhaut der Zettel stak. Auch sollen im Alterthume geschriebene Botschaften in Mumienfärge gegeben und mit denselben versendet worden sein.

Diese geschriebenen Mittheilungen erhielten nun den Namen: „Brief,“ damit war eine neue Species entstanden. Der

Erfinder des Briefes dürfte wohl nicht viel später gelebt haben, als der Erfinder der Schrift. Er brauchte ja nur die immobile „Inschrift“ auf Steinen und Wänden zur mobilen „Schrift“ zu machen.

Jede neu entstandene Art von Mitteln lebt sich erst allmählig in den Gebrauch ein. Anfangs fehlen besonders die Organe, um gewisse, immer wiederkehrende Hilfsverrichtungen während des Gebrauches zu erleichtern. Das Mittel tritt eben noch ganz unentwickelt und ungegliedert in die Welt hinaus.

Bald aber fügen erfinderische Köpfe der neuen immer beliebter und verbreiteter werdenden Art jene Vorrichtungen bei, welche den Werth derselben noch mehr erhöhen.

So erging es auch dem Briefe.

Schon am Materiale entstanden bald Verbesserungen, welche den Brief seinem Zwecke, von Ort zu Ort getragen, vielleicht im Geheimen aufbewahrt und übergeben, und dann als Liebeszeichen oder Staatsbesuche künftigen Zeiten erhalten zu werden, entsprechender gestalteten.

Anfangs zwar mußte sich der Brieffschreiber mit dem gewöhnlichen Schreibmateriale begnügen. Ganz jenem Gesetze folgend, welches wir im ersten Miniaturbilde darstellten, benutzte man anfangs zum Schreiben thierische Substanzen, und ging erst später zu pflanzlichen über. Die Briefe des germanischen Nordens sollen alten Liedern zufolge auf Fischkieseln eingegraben gewesen sein. Die Völker des Orients, Griechen, Römer und selbst auch die Mexikaner bedienten sich zuerst gegerbter Thierhäute, besonders der Lammfelle. Auch Tarquinius ließ die Verträge zwischen Rom und Sabii auf ein Thierfell schreiben.

Als pflanzliche Stoffe dienten dann vor allem Baumrinden. So schrieb z. B. Odin seine Liebesrunen in Baumrinde ein und warf diese der Rindur zu. Auch Palmblätter und Baststreifen waren und sind noch jetzt in vielen Gegenden gebräuchlich.

Später wurden Bein- und Holztäfelchen mit Wachsüberzug beliebte Briefmaterialien. Sie waren haltbarer, konnten zu wiederholtenmalen gebraucht, und wenn es nöthig erschien, auch rasch unleserlich gemacht werden. Erst nach Jahrhunderten wurden sie von der

Papyrusrolle verdrängt, welche sich allerdings durch besondere Leichtigkeit, Schönheit und Kostbarkeit auszeichnete. Man versuchte dieses neue Material auch bereits zu leimen und zu glätten und dadurch für die Aufnahme und Erhaltung der Schrift geeigneter zu machen.

Die Briefe dieser Entwicklungsperiode wurden zusammengerollt oder wie die Bein- und Holztäfelchen zusammengelegt und mit einer Schnur verbunden.

Als aber die Papyrusrolle und das im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt erfundene Pergament durch das Baumwoll- und Leinenpapier verdrängt wurden, da konnten die Briefe zusammengefaltet und dadurch weit besser verwahrt werden.

Das Papier nahm jedes Format an, war weit dünner und fester, weit glatter und weißer und daher auch leichter beschreibbar als alle bisherigen Materialien. Der Brief aus Papier enthielt daher bei kleinerem Format mehr Mittheilungen, war leichter zu versenden, angenehmer zu lesen und weit besser aufbewahrbar.

Sowie der Papyrus im Alterthume, so eröffnete das Papier in der neuern Zeit eine neue Aera des Brieffschreibens. Nun erst war das Correspondiren angenehm und bequem geworden, und vermochte man dem Briefe nicht allein urkundliche Abmachungen, sondern auch Herzenergießungen, geschäftliche und wissenschaftliche Mittheilungen anzuvertrauen. Wie interessant und werthvoll sind z. B. die Briefe eines Aeneas Sylvius, eines Erasmus von Rotterdam, eines Luther oder die köstlich satyrischen „epistolae obscurorum virorum“! Ueberhaupt erwachte im Reformationszeitalter mit der Wiederbelebung klassischer Studien auch der Trieb, nach dem Muster eines Cicero, eines Seneca größere, kunstvoll aufgebaute Briefe zu schreiben. Die Geschichte des Briefes legt Zeugniß ab für die Wahrheit des Satzes der neueren Geschichtsforschung: daß die Entwicklung der Menschheit nicht als ein großer, ununterbrochen vorwärts wallender Strom betrachtet werden könne, sondern daß sie in einzelnen Völler- und Welttheilkulturen vorwärts strebe, welche für sich abgefordert, werden, wachsen und untergehen; und daß demnach

jedes Volk und jeder Welttheilskulturkreis meistens von vorne anfangen müsse, bis er allmählig so weit gereift werde, daß er Einrichtungen wieder einführen und verbessern könne, welche in der Reiseperiode früher abgestorbener Völker schon eine wichtige Rolle gespielt haben. Der Brief, welcher in Griechenland und Rom eine vollendete Organisation und Ausstattung erhalten hatte, mußte seine Entwicklung im Mittelalter von vorne beginnen, freilich mit neuen und verbesserten Hilfsmitteln. —

In der neueren Zeit ward das Papier für Briefe mit besondern Eigenschaften versehen. Es zeichnete sich bald durch Reinheit und Mannigfaltigkeit der Farbe, durch größere Glätte, durch ein kleineres Bogenformat und häufig durch feine Linirung aus. Außerdem gab man ihm gerne einen Kopf mit dem erhaben gepreßten Zeichen oder Wappen des Fabrikanten oder Brieffschreibers, und farbige Randverzierungen.

Dabei verschwanden die schwerfälligen Siegel und Monogramme der Briefe des Mittelalters, welche zur Beglaubigung der Echtheit dienen mußten, weil der Briefabsender des Schreibens unkundig war und somit auch keine eigenthümliche Handschrift besaß, welche für die Echtheit hätte zeugen können.

Je allgemeiner sich die Kunst des Lesens und Schreibens verbreitete, desto nothwendiger wurde die Abschließung des Briefes vor den Augen Neugieriger, welche denselben etwa unberufener Weise lesen könnten. Die Papyrusrolle oder das Palmblatt, welches noch heute von der englisch-ostindischen Post als Brief befördert wird, sind durch eine einfache Schnur aus Bast zusammengehalten. Der Knoten wurde besonders im Alterthume anfangs so künstlich geschürzt, daß denselben nur Eingeweihte lösen konnten. Dann fand man es jedoch praktischer, die Schnur durch ein Siegel zu schließen, welches in wärmeren Klimaten aus einer besondern Thonerde, der sogenannten Siegelerde, in kältern Gegenden auch aus Wachs bestand, und mittelst eines geschnittenen Metall- oder Steinplättchens geformt ward. Die Siegelerde war besonders in Asien beliebt und auch von den Aegyptern angewendet worden; die Römer und die nordischen Völker zogen jedoch das Wachs vor.*)

*) „Als Cicero den Flaccus vertheidigte, zeigte er ein in Asien

Als der Brief auf Papier geschrieben ward, da brauchte man das Papier nur zusammenzufalten und außen zu siegeln.

Gegen das Ende des Mittelalters trat an die Stelle des Bienenwachses, welches später roth, grün, oder auch schwarz gefärbt worden war, das spanische Siegelwachs oder Siegellack. Eine Abart desselben, die Maltze, welche in einer Mischung aus Wachs und Bech bestand, soll nach Bedmann's Untersuchungen*) schon den Römern bekannt gewesen sein. Sowie viele andere Erfindungen, kam das Siegellack aus China nach Indien und wurde von dort auch wahrscheinlich durch die Portugiesen nach Europa verbreitet. Das älteste Siegel dieser Art ward an einem Briefe entdeckt, welcher am 3. August 1554 zu London an den Rheingrafen Philipp Franz von Ohaun von dessen Geschäftsbevollmächtigten in England, Gerhard Hermann geschrieben worden.***) Im Jahre 1561 war das neue Siegellack auch schon zu Breslau gebräuchlich, doch scheint es noch ein volles Jahrhundert hindurch eine kostbare Seltenheit geblieben zu sein, da Pomet in seiner Geschichte der Droguen***) erzählt, daß Francois Rousseau, ein Kaufmann zu Paris, als ihm

ausgestelltes Zeugniß vor, und bewies dessen Echtheit damit, daß es mit asiatischer Siegelerde versiegelt war, womit, sagte er zu seinen Zuhörern, wie ihr täglich sehet, alle öffentliche und Privatbriefe in Asien gesiegelt werden: dagegen erklärte er das von dem Ankläger beigebrachte Zeugniß für falsch, weil es mit Wachs versiegelt war, also nicht in Asien ausgestellt sein konnte. (Cicero, oratio pro Flacco, c. 16.). Siehe Bedmanns Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, erster Band, 1782, S. 477 u. 478.

*) Bedmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen Bd. 1. S. 485. Allerdings setzt Bedmann einige Zweifel darein, ob die bei Plinius Festus und andern vorkommenden Vorschriften, die Maltze zu bereiten, auch für die Anwendung derselben zum Siegeln der Briefe gelten.

***) Bedmann, Beiträge, Bd. 2. S. 554. Ob das neue Siegellack nicht vielleicht nur aus Lannenharz und Färbemitteln, oder auch venetianischem Terpentin bereitet ward? Die Vorschrift aus dem Jahre 1579, welche Bedmann, Bd. 1. S. 494 mittheilt, scheint wenigstens darauf hinzudeuten.

****) Pomet, Histoire generale des drogues, Paris 1735, II. 44. und Bedmann Beiträge, Bd. 1, S. 487.

sein Vermögen durch einen Brand verloren ging, auf den Gedanken gerieth, Siegellack aus Gummilack zu bereiten, welches er auf seinen Reisen in Indien dazu anwenden gesehen. Eine Frau von Longueville soll dieses Produkt bei Hofe bekannt gemacht und veranlaßt haben, daß sich Ludwig XIII von Frankreich, welcher 1643 starb, desselben bediente, worauf ganz Paris es gekauft und gebraucht habe. Noch ehe ein Jahr verflossen, sei Rousseau dadurch in den Besitz eines Vermögens von 50000 Livres gelangt.

Das Wachs wie das Siegellack müssen vor der Verwendung zum Siegeln erwärmt werden. Dieß ist unbequem. Daher dachte man schon im 17. Jahrhundert daran, das Siegeln mittelst kalt anwendbarer Stoffe zu ermöglichen. Die Oblaten, eine bis dahin nur zu kirchlichen Zwecken gebrauchte Brodsorte, wurden, dem gewöhnlichen Siegellacke gleich, roth gefärbt und als ein Siegestoff, der nur angefeuchtet zu werden braucht, um plastisch zu sein, nach und nach angewendet. Der älteste Brief, welcher mit einer Oblate versiegelt erscheint, ist aus dem Jahre 1624 und ward zu Speier geschrieben.*) Doch gelang es den Oblaten nicht, das Siegellack zu verdrängen. Dieselben konnten nicht unmittelbar, sondern nur hinter das Papier des Briefes gelegt, in die Siegelform gepreßt werden. Dazu war ein beträchtlicher Druck nöthig, welcher besonders Frauen nicht zu Gebote steht, dagegen konnten die Oblaten in beliebiger Größe angewendet werden, und erzeugten ein deutliches und nicht brüchiges Siegel. Sie machten sich daher besonders in Aemtern und bei Standespersonen, welche sich großer Siegel bedienten und denen eigne Siegelpressen zu Gebote standen, beliebt.

In unserem Jahrhunderte strebte man für den Geschäftsmann, welcher langwierige und beschwerliche Arbeiten scheut, und daher das Siegellack wie die Oblate als unpraktisch verwirft, papierne Siegelmarken einzuführen, welche einfach nur aufgeklebt

*) Beckmann, Beiträge, Bd. 2. S. 556. Diesen Brief schrieb Dr. Kropf zu Speier an die fürstliche Regierung zu Bayreuth.

werden und schon voraus mit dem Namen der Firma in buntem oder erhabenem Drucke versehen sind.

Für Damen wurden eigene feine und verschiedenfarbige Gelatineoblaten erfunden. Dieselben sind aber größtentheils wieder außer Gebrauch gekommen. Gegenwärtig wird in den meisten Fällen ein Couvert benutzt, dessen oberer Flügel mit einem Monogramme bedruckt und innerhalb mit Gummi versehen ist. Dieser Verschluss ist allerdings der eleganteste und einfachste, aber sicher dem Zwecke nicht entsprechend, welchem ein Verschluss dienen soll, nämlich zu verhindern, daß ein Brief von unberufener Hand eröffnet werde.

So muß denn leider eingestanden werden, daß unsere in andern Dingen unglaublich erfindungsreiche Zeit noch nicht im Stande war, dem Briefe ein geeignetes Verschlussorgan zu bieten, welches mit der Sicherheit die Einfachheit, Schönheit und Handlichkeit vereint. Ein Siegelmaterial von schöner Farbe, welches in kaltem Zustande formbar ist, aber einmal gestempelt die Form nicht mehr verliert, in der Wärme nicht schmilzt, der Feuchtigkeit widersteht, welches ferner nicht anklebt und doch am Papier des Briefes gut haftet, das endlich nicht abgenommen und wieder aufgeklebt werden kann, erheischt eben einander so sehr entgegengesetzte Eigenschaften, daß kein gegenwärtig bekannter Stoff allen Forderungen entsprechen kann.

Sobald man den Brief verschließt, muß für den Ueberbringer oder Zustellenden ein eigenes Organ geschaffen werden, aus welchem er die Person ersehen kann, an die der Brief gerichtet ist. Es ist die Adresse.

Anfangs, als man noch das Papier des Briefes einfach zusammenfaltete und außen durch ein Siegel schloß, ward die Adresse an der Außenseite des Briefpapiers selbst angebracht. Sobald aber der Brief einen Umschlag erhielt, mußte die Adresse gleich dem Siegel vom Briefpapiere fort auf den Umschlag wandern. Im Innern des Briefes ward jedoch häufig eine zweite Adresse angebracht, um für alle Zukunft festzustellen, an wen der Brief eigentlich gerichtet sei, da die Aufschrift des Briefes gewöhnlich nur eine allgemeine und ganz unbestimmte Höflichkeitsformel, wie „geehrter Herr“ u. s. w. enthält.

Ein weiteres wichtiges Organ des Briefes ist der Umschlag, das Couvert. In ältester Zeit hüllte man den Brief in Leinwand ein,*) damit er nicht beschmutzt und zerdrückt werde. Später faltete man denselben so zusammen, daß die rückseitige Hälfte des Briefbogens als Umschlag diente. Damit war aber nur wenig geholfen, besonders, als die Post durch mehrfache Stempel den Umschlag verunreinigte. Bei Schreiben an geachtete Personen legte man nun den Brief in ein zweites, abge-sondertes Papier, das Couvert.***) Der Erfinder desselben ist unbekannt. Die Post, welche nur Briefe von bestimmtem kleinem Gewichte für die einfache Brieffaxe beförderte, zwang dazu, das Couvert möglichst zu vereinfachen und von allen überflüssigen Theilen zu befreien. So entstand das Flügel-Couvert mit seinen vier Deckreiecken, deren Spitzen durch das Siegel zusammengehalten wurden.

Ueber ein Jahrhundert lang schnitt sich der Correspondirende gedulbig das Couvert selbst mit der Schere aus. Dabei ging viel Zeit und viel Papier verloren. Erst im Anfange der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts gelangte das praktische industrielle Volk Englands zur Ueberzeugung, daß es besser wäre, die Couverts voraus im Großen in Fabriken zu erzeugen, wodurch nicht nur die größeren Kosten der Einzelerzeugung erspart, sondern auch ein weit eleganteres, gleichförmigeres Produkt gewonnen werden könnte.

*) Bedmann, Beiträge, Bd. 1. S. 480.

**) J. Benedey citirt in seinem interessanten Reisebuche: England, Leipzig 1845, 2ter Theil S. 448 eine Stelle aus dem Londoner Galanthomme-Buche: Etiquette for Gentlemen, with hints on the Art of Conversation, Seventeenth Edition, London Tilt and Hogue 86 Fleet street, welche das Briefschreiben in England bespricht und anbefiehlt, die Briefe stets in einen Umschlag zu legen, und bemerkt hiezu: „Ich habe darüber nachgedacht, weswegen das strenge Geßetz: never fail to inclose it in an envelope. Praktisch ist die Sache jedenfalls, und ich mußte dabei an die Pfortnerinnen in Paris denken, die den Brief drehen, falten, beugen, bis sie sein Geheimniß ihm ausgepreßt haben. Aber es ist nicht deswegen, es ist Etiquette, und wer nicht gleich die feinigsten Briefe „gar keines Ranges“ behandelt sehen will, der nehme eine feine Enveloppe und hüte sich bei Leibe, sie mit einer einfachen Oblate zu verstopfen“.

Zehn Jahre später, es war im Jahre 1844, erfanden Edwin Hill und Warren de la Rue die erste Maschine zur Erzeugung der Briefcouverts. Der letztere vervollkommnete dieselbe im Jahre 1849 in sehr praktischer Weise. Diese Maschine faltete und verklebte das Couvertpapier ohne irgendwelche Beihilfe. Sie legte den Grund zu einer ganz neuen, großartigen Industrie. Auf der ersten Londoner Ausstellung des Jahres 1851 wurden Couverts nur von englischen Firmen und einer Fabrik in Brüssel ausgestellt*), aber auf der zweiten im Jahre 1862 waren schon fast alle civilisirten Länder durch Aussteller von fabriksmäßig erzeugten Briefcouverts vertreten.

Nur litten die Couverts meist an dem Mangel, daß man dieselben mit einer Oblate oder einem Siegel aus Siegellack schließen mußte. In der neuesten Zeit wurden jedoch jene Couverts fast ausschließlich gebräuchlich, welche auf dem freien Flügel, welcher zuletzt zum Verschlusse dient, gummirt sind.**)

*) Nach dem Amtlichen Cataloge der ersten Ausstellung stellten in der Classe 17 (Papier-, Druck- und Buchbinderarbeiten) folgende Aussteller Briefcouverts aus:

N. 27. J. Mansell, Zeichner und Fabrikant 35. Red Lion Sq. Verzierungen zur Decoration von leinenen und wollenen Zeugen u. s. w. getriebene und durchbrochene Bristolpappe; Papier; Couverts und Karten.

N. 41. J. Smith, Erfinder und Fabrikant 42 Rathbone Place. Couverts und Briefpapiere; patentirtes Schreibzeug.

N. 137. J. Dudmann, Erfinder, Canberwell Place, New-Road. Drei Proben von Briefcouverts, die sofort zugesiegelt werden können.

N. 142. F. W. Ralph, Fabrikant, 36 Throgmorton St. Couverts, verbunden mit dem Briefbogen. Und N. 281 der belgischen Abtheilung: E. Tartif, Brüssel, Briefcouverts.

Aus diesem Verhältnisse geht hervor, daß die Erzeugung der Briefcouverts wohl noch sehr dilettantisch betrieben wurde. Eine Firma (Adermann und Comp.) hatte außerdem Couvertfläschen, und die Firma De la Rue et Comp. neben Papeterien, Druck- und Buchbinderproben ihre Maschine zum Couvertfalzen und Kleben ausgestellt.

***) Der österr. Bericht über die int. Ausstell. in London 1862, Wien 1863, bemerkt S. 547 hierüber: „Die Couverts der Arnauer Papierfabrik von Franz Lorenz Söhne, Niederlage in Wien lassen, was Preise und Mannigfaltigkeit des Formates anbelangt, nichts zu wünschen übrig; nur haben sie den Nachtheil, nicht gummirt zu sein,

Erfindung hingegen, das Couvert mit dem Briefpapiere zusammenhängend zu fabriciren, scheint keinen Anklang gefunden zu haben.*)

Die Couverts, welche anfangs nur als Luxusartikel gebraucht wurden sind heutzutage ein so nothwendiges Organ des Briefes geworden, daß man couvertslose Briefe zu den Seltenheiten rechnet. Die Couvertproduktion stieg in's Ungeheure. Schon im Jahre 1862 fabricirte die Firma Legrand in Paris jährlich 272 Millionen Brief-Enveloppen.***) Im Jahre 1867 sollen nach einer ungefähren Berechnung***) täglich in England 3 Millionen, in Frankreich 2½ Millionen Couverts erzeugt werden, und schätzt man dort den jährlichen Umsatz in diesem Artikel auf 2 Mill. Francs. Ein Fabrikant in Wien, S. Polak erzeugte nach dessen mündlicher Versicherung im Jahre 1870 allein täglich über eine Million Couverts.

Man führte Maschinen zum Schneiden oder eigentlich Ausschlagen der Briefcouvertpapiere aus den Papierbogen ein, und verbesserte besonders Poirier in Paris die Couverterzeugungs-Maschinen so weit, daß die selben das Papier selbst einlegen, schneiden, falzen, gummieren und die fertigen Couverts in eine Schachtel rangiren. Eine solche Maschine liefert in 10 Stunden 20000 bis 25000 Stück.†)

Gleich dem Briefpapiere nahmen die Couverts eine unend-

während die Gewohnheit, kein Siegellack anzuwenden, und die Briefe nur zuzuflehen, täglich allgemeiner wird."

*) Diese Erfindung wurde schon zu London 1857 gezeigt, (s. oben Anm. *) N. 142). Cabasson in Paris stellte 1867 neuerdings dieselbe Idee aus. Er nannte das Produkt Discreet-Paper. Es ist ein Briefpapier, derart gefalzt, daß es zugleich die Stelle einer Enveloppe vertritt, also eigentlich das ursprüngliche Auskunftsmitel, Briefe einzuhüllen, nur vielleicht fabrikmäßig erzeugt und verbessert. Im österr. Ausstellungsberichte, Wien 1867, VIII. Heft, S. 291 wird dieser Gedanke lobend erwähnt und bemerkt, daß das Discreet-Paper aus Sparfamkeits-, Sicherheits- und ökonomischen Rücksichten häufigere Verwendung, namentlich bei wichtigen Correspondenzen verdiente.

***) Aml. Bericht über die 2nd. Ausst. in London, Berlin 1863, XI. Heft, S. 510.

***)) Österr. Ausstellungsbericht, Wien 1867, VIII. Heft, S. 290.

†) Ebenda, S. 291.

liche Mannigfaltigkeit in Farbe, Größe, Format, Durchsichtigkeit, Schwere, Haltbarkeit und Preis an. Da finden sich eigene wasserdichte Couverts aus Leinwand und Pergamentpapier für Geldbriefe und Werthsendungen, eigene Couverts für Gratulations- und Liebesbriefe, wieder eigene für amtliche Schreiben und Dokumentensendungen u. s. w.

Wenn der Brief Verschlussorgane, d. h. Klebstellen, Siegel und Siegelmarken besitzt, müssen denselben auch Deffneorgane geschaffen werden. Denn zum Schlosse gehört ein Schlüssel. Ein Amerikaner machte erst in der neuesten Zeit die Erfindung, einen Brieffschlüssel zu konstruiren. Er klebt einen Bindfaden an die Innenseite des Couverts und läßt denselben an einer Ecke zwischen den geschlossenen Flügeln etwas hervorstehen. Der Empfänger des Briefes kann nun mit Hilfe des Fadens leicht die Kante des Couvertflügels durchschneiden und den Inhalt hervorzuziehen.*)

Und nun erschien auch noch die Post, diese größte Pflegerin des Briefes und fügte demselben noch ein weiteres, letztes Organ bei: die Marke.

Solange die Post die Tage für die Briefe nach Entfernungen im Einzelnen bemißt und je nach der Anzahl der Meilen, welche der Brief durchläuft, verschieden berechnet, muß eine umständliche Behandlung der Briefe, ein weitläufiges Berechnungssystem, und eine für die Post wie für die Parteien gleich lästige Einhebung des Portobetrages eintreten. Wenn aber z. B. eine Stadtpost alle Briefe im Stadtbezirke um das gleiche Porto befördert, oder wenn die Postanstalt das Porto nach gewissen Hauptabstufungen der Entfernung in höchstens drei bis vier Sägen einhebt, dann ist es möglich, Scheine einzuführen, welche im Vorrath gekauft und dann nach Bedarf als Bestätigung der Zahlung auf den Briefen angebracht werden können.

Die erste Stadtpost, von welcher die Geschichte Nachricht giebt, war die zu Paris zur Zeit des Regierungsantritts Lud-

*) Ob nicht der Seidensaden, welchen der englische Maler Mulready seinem Post-Briefcouvertmuster beigab, zu demselben Zwecke diente? Siehe die Darstellung von Mulready's Erfindung weiter unten.

wig des Vierzehnten.*) Paris war damals die erste Stadt der Welt und es konnte daher nicht wunderbar erscheinen, daß jenes tropische Wirthschaftsklima, welches in der Wissenschaft und Kunst, in der Industrie und im Handel so üppige Formen, so großartigen Aufschwung erzeugte, auch das Postwesen zu neuer, vollkommenerer Gestaltung brachte.

Und für diese Stadtpost erfand man die Marken. Die Nachrichten über den Erfinder lauten nicht übereinstimmend. Einige, u. a. A. Lammerß in seinem gediegenen Aufsätze: „Die moderne Post“ im Salon**), behaupten, daß ein Herr von Bealher der Erfinder sei. Er habe im Jahre 1659 eine Privatbriefpost in Paris eingeführt, dazu Briefkästen an den Straßenecken placirt und Marken ausgegeben. Andere wieder, und unter ihnen vor Allem der geistreiche Ingenieur M. W. von Weber, schreiben die Erfindung einer Frau zu, und zwar ganz sonderbarer Weise derselben Frau, welche kurz vorher dem Siegelacke beim französischen Hofe Bahn gebrochen hat, der Frau von Longueville.

Die Geschichte dieser Erfindung ist ganz besonders interessant, mag sie nun erfunden sein oder nicht.***)

Als am 9. April 1644 der erste Brieffarif erschien, welcher die Taxen der Briefe nach Entfernungen und Gewicht für

*) Die Stadtpost in London entstand als Pennypost erst im Jahre 1683, also dreißig Jahre später. Sie ward von Robert Murray, einem Tapezierer errichtet, mit täglich viermaliger Bestellung durch Fußboten. Als sich das Unternehmen rentabel zeigte, verklagte ihn der Herzog von York auf Privilegiumsbruch, da ihm das Postmonopol verliehen war. Unter Murray's Rechtsnachfolger, dem Unterwisitator im Zollwesen William Doctora ging diese Privatpost an die königliche Post über, welche bisher nur den Brief- und Passagierverkehr zwischen London und den übrigen Orten des Reiches vermittelt hatte.

**) Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, herausgegeben von E. Dohm und J. Rodenberg, Leipzig, A. S. Payne, Bd. III. Hft. 1. S. 78. Hier wird erwähnt, daß die Marken eigentlich Freicouverts waren, und, ganz wie jetzt, bei dem nächsten Ladeninhaber für einen Sou das Stück zu kaufen waren.

***) Max Maria von Weber erzählt diese Geschichte in seiner phantasievollen Weise unter dem Titel: „Verschwiegene Boten“ in Max Wirth's deutschem Gewerbekalender für 1870, S. 1 u. f. f.

ganz Frankreich festsetzte, wurde auch die Verordnung erlassen, daß in Paris Briefe nur an dem Schalter in der Rue St. Jacques aufgegeben werden dürfen. Dort wurden dieselben von Postbeamten, hinter welchen auch häufig geheime Agenten der Polizei lauerten, in Bücher eingetragen und die Namen der Absender und Adressaten vorgemerkt. Das Porto mußte ebendasselbst bar bezahlt werden. Es war nicht einmal gestattet, die Briefe durch dritte Personen aufzugeben, sondern der Schreiber des Briefes mußte persönlich erscheinen und je nach Wunsch über den Brief Auskunft geben.

Dies erregte im Volke großen Unwillen und selbst bei Hofe erhoben sich gewichtige Stimmen dagegen. Der junge König hatte sich bald nach seinem glänzenden Einzuge in Paris gleichzeitig in zwei schöne Mädchen, eine Bürgerstochter und ein Hoffräulein, so sehr verliebt, daß er trotz der strengen Ueberwachung, welche ihm seine Mutter und der Cardinal Mazarin angedeihen ließen, mehrmals den Versuch machte, an diese Damen zu schreiben. Aber jedesmal hatte sich Tags darauf der geschmeidige General-Intendant der Post, Fouquet, bei ihm anmelden lassen, um ihm auf Befehl des Cardinals den Brief uneröffnet zurückzustellen.

Da erhielt Fouquet eines Tages vom Großkammerherrn Herzog von Joyeuse ein Billet, in welchem den Klagen des Hofes über die Beschwerlichkeiten und Aergernisse der Correspondenz durch die Post in etwas scharfer Weise Ausdruck gegeben und zugleich auf die Unzufriedenheit des Königs mit diesen Einrichtungen hingedeutet worden war. Fouquet befand sich eben bei seiner schönen und geistreichen Freundin, der Marquise von Longueville und klagte ihr seine Noth. Sie hörte ihn ruhig an, und fragte dann: „Würde sich die Post damit begnügen, wenn das Porto bar vorausgezahlt wird, ohne daß der Absender persönlich darüber befragt werden kann, ob der Brief, welcher zwei Sou Porto kostet, wirklich auch ein Blatt enthalte?“ — Fouquet bejahte dies, da er hoffte, Herrn von Louvois zu einer Milderung der Polizeikontrolle bewegen zu können.

„Nun denn,“ sagte sie, „nehmen Sie diese kleine Ob-

late aus Hausenblase, mit welcher ich meine Briefe zu schließen pflege, lassen Sie dieselbe auf Papierstreifen kleben und mit dem Wappen und den Worten: 2 Sols überstempeln, was allein nur der Drucker des Königs thun darf, und verlaufen Sie dann diese Scheine. Jedermann kann sie kaufen und auf seine Briefe kleben. Lassen Sie ferner an verschiedenen Stellen der Stadt Kisten aufrichten, in die man ungelesen und unbeachtet fortan seine Briefe als wirklich verschwiegene Boten werfen kann. (**)

Und wirklich ward am 8. April 1653 eine königliche Ordonnanz verlautbart, welche einer Gesellschaft vertrauenswürdiger Männer in Paris das Recht verlieh, von den Portiers der Klöster, der Kollegien- und Gewerkschaftshäuser, des Justizpalastes und den Schließern der Gefängnisse „Billets“ verlaufen zu lassen, die den Portobetrag „1 Sol“ und die Worte „port payé“ enthielten und auf die der Absender das Datum des Gebrauchs schreiben mußte. Diese Billets hatten die Form von Papierstreifen und durften ganz nach Geschmack des Absenders an den Briefen angebracht und befestigt werden. Zumeist schlug man sie nach Art unserer Zeitungstreifen um den Brief und hielt sie an denselben durch das Siegel fest. Zugleich wurde angeordnet, daß an verschiedenen Orten der Stadt Kisten errichtet werden sollen, in welche jedermann die mit einem „Billet“ versehenen Briefe — aber auch nur diese — einwerfen durfte. Täglich dreimal sollten die Briefe abgeholt und zugestellt werden.

Dieses Ereigniß wurde vom Hofe wie von der Stadt Paris gleich freudig begrüßt. Der Poet Louvet verherrlichte dasselbe

*) Dieser jedenfalls ungemein scharfsinnigen Frau schwebte vielleicht als Muster die Idee des Stempelpapiers vor, welches einige Jahrzehnte vorher von einem Holländer erfunden und seit 13. Aug. 1624 auch in Holland eingeführt worden war. In Frankreich wurde der Stempel allerdings erst im Jahre 1673 eingeführt. Siehe Beckmann, Beiträge, Bd. 2. S. 300 u. f. f. — Daß die Ideen der Briefmarke oder des martirten Brieflouverts und des Stempelpapiers innig verwandt sind, ergibt sich aus einer spätern Thatsache, welcher weiter unten Erwähnung geschieht.

am 16. August 1653 durch ein Gedicht an Madame de Longueville.

Aber kaum hundert Jahre später, als die Blüthe des Pariser Hoflebens verwelkt war, und dem Fallbeile der Revolution entgegenreiste, war jene schöne Idee der verschwiegenen Boten längst vergessen und Savoyarden besorgten in sehr primitiver Weise den Briefverkehr.

Der Gedanke der genialen Marquise von Longueville umfaßte eigentlich alle spätern Entwicklungen des Postmarkenwesens in Keime. Denn man könnte diese markirten Briefstreifen mit demselben Rechte Marken, wie Markenschleifen oder markirte Postbriefcouverts nennen.

Und wie seltsam! Nachdem die Idee durch beinahe anderthalb Jahrhunderte gänzlich verschollen war, tauchte dieselbe in verwandten Formen an zwei verschiedenen Orten selbständig wieder auf.

Eine Stockholmer Zeitung, Tryskitten, führt an*), daß im Jahre 1823 ein schwedischer Offizier, Lieutenant Treckenber eine Bittschrift an die Curie der Ritterschaft einreichte und darin den Vorschlag machte, die Regierung sollte ein gestempeltes Papier ausgeben, das besonders bestimmt sei, zu Couverts für frankirte Briefe zu dienen. Allein der Vorschlag wurde verworfen.

Nun vergingen wieder siebenzehn Jahre, ohne daß diese so nabeliegende Idee aufgetaucht wäre. Da entwarf ein Maler in London, W. Mulready, im Jahre 1840 ein verziertes Couvert mit dem Stempel. Dasselbe war außerdem mit einem Seidenjaden, wahrscheinlich zum Oeffnen, versehen und enthielt auf seiner Innenseite geschäftliche Anzeigen aller Art.***) Er legte es der Regierung vor und war so glücklich, noch in demselben Jahre seinen praktischen Gedanken in England verwirklicht zu sehen.

*) Siehe: Ausland 1868, S. 902.

**) Im Jahre 1867 ward einer von den sechs Abdrücken dieses ersten Couverts, welche damals gemacht wurden, in der Times für zwanzig Guineen zum Verlaufe ausgedoten.

Mulready's Postkouvvert wurde auch der Stammvater der Staats-Postkouvverts, welche seitdem in beinahe allen civilisirten Staaten der Welt eingeführt wurden.

Und warum gelang es gerade diesem Maler, mit seiner Idee durchzubringen? Weil damals in England ein ausgezeichnetes und bahnbrechendes Talent auftrat und das Postwesen vom Grunde aus umstaltete, weil Rowland Hill sogleich Mulready's Idee ergriff und ausführte. Während damals zur Zeit Ludwig XIV. in Paris das gleichmäßige Porto der Stadtpost die Einführung der gestempelten Briefschleifen ermöglichte, war es jetzt der weit größere Schritt des Postreformators, das Porto aller Briefe, welche nicht über eine halbe Unze schwer sind, für ganz England gleichmäßig auf einen Penny herabzusetzen, welcher dem Gedanken Mulready's Flügel verlieh.

Rowland Hill hatte in seiner Schrift: „Post-Reform, ihre Wichtigkeit und Ausführbarkeit,“ bereits die Briefmarken vorgeschlagen, um mittelst derselben sowohl den Postbeamten, als auch dem Publikum die mühsame und zeitraubende Einzelnhebung der Brieftaxe zu ersparen. Woher dieser Mann die Idee der Briefmarken nahm, ob er dieselben selbständig erfand, ist unseres Wissens bisher nicht bekannt geworden.

Am 10. Januar 1840 wurde das Pennyporto sammt den Briefmarken und gestempelten Briefkouvverts eingeführt, zunächst auf Verantwortung der Lords des Schatzes, dann, mit Gesetz vom 10. August desselben Jahres, vom Parlamente bestätigt.

Indessen widerstand der zäh an alten Gewohnheiten hängende Geist des englischen Volkes noch lange den neuen Einführungen. Zehn Jahre nach dem Erscheinen der Briefmarken und der Post-Briefkouvverts, nämlich im Jahre 1850 waren in England erst 50 Procent der damals aufgegebenen Briefe mit den „Poststempeln“ versehen. Von den übrigen 50 Procent wurden 46 mit gleichzeitiger Barzahlung der Pennygebühr aufgegeben, 4 Procent aber unfrankirt zur Versendung gebracht.*)

Die Post-Marken wurden 1849 in Frankreich, 1850 in

*) Athenaeum vom 30. März 1850.

Oesterreich und in den meisten übrigen Staaten des europäischen Continents eingeführt. Amerika war England unmittelbar nachgefolgt. Die Post-Briefkouriers fanden längeren Widerstand. Dieselben sind z. B. in Oesterreich erst seit dem Jahre 1861 im Gebrauche.

5. Die Vermannigfaltigung und Vereinfachung des Briefes.

Der Brief blieb nicht bei der Ausbildung und Entwicklung nach einer Richtung stehen. Gleich einer neuen Pflanzen- oder Thierart, welche bald zum Genus vieler besonderen Unterarten wird, ist nun auch der Brief ein Genus geworden, welches in viele Ab- und Unterarten zerfällt.

Hauptsächlich nöthigten die verschiedenartigen Transportgelegenheiten und die verschiedenartigen Bestimmungen dazu, dem Briefe darnach eigenthümliche Materialien, Verschlußarten, Adressweisen, Umschlagsorten u. s. w. zu schaffen.

Während in der frühesten Zeit Messger, Reifige, Amtsdienner und Fußboten die Briefe auf schlechten Wegen und mit langen Aufenthalten unterwegs von Ort zu Ort beförderten, und dazu Taschen oder Ranzen benutzten, führten später eigene Reiter und Couriere die Briefe in wohlverwahrten Felleisen mit sich. Und gegenwärtig sorgt die Post für die Beförderung der Briefe in sorgsam verschürzten Paleten, welche wieder in Leinwandfäcke gepackt der Eisenbahn oder den Mallemägen, oder den Carriolwägelchen, oder endlich auch den Reit- und Fußboten anvertraut werden. Dazu nimmt die Beförderung gegenwärtig kaum so viel Stunden in Anspruch, als früher Tage. Die schwerfällige aber dauerhafte Umhüllung und Verschließung des Briefes, wie sie anfangs unentbehrlich erschien, fiel daher in neuerer Zeit größtentheils weg, und erhielt sich

nur bei Werthsendungen und Paketen von besonders gebrechlichem oder anderwärts beschädigbarem Inhalte. Selbst die Geldsendung bedarf nur mehr einer einfachen Papierenveloppe mit mehreren Siegeln.

Man kann daher im Allgemeinen sagen, daß die moderne Transportweise des Briefes eine beträchtliche Vereinfachung desselben erlaubte. Die Post gestattet Briefe mit oder ohne Couvert aufzugeben, dieselben zu siegeln oder nur einfach zu verkleben, ja, wie wir weiter unten besprechen werden, auch ganz offen zu versenden.

Aber noch mehr, das Postwesen der Neuzeit zwingt sogar zur Vereinfachung des Briefes.

Die Post ward in allen Ländern ursprünglich nur für Hof- und Militärzwecke eingerichtet und diente nur ausnahmsweise den Interessen des Publikums. Sie war damals ein aristokratisches Institut, konnte hohe Preise machen, dafür aber auch einzelne begünstigte Personen besonders berücksichtigen.

Seit aber die Post der Benutzung des Volkes freigegeben ward, und sich aus einem Luxus- und fiskalischen Unternehmen in eine große Culturbeförderungsanstalt verwandelte, seit sie nach der Vermehrung ihrer Leistungen strebt, um die großen Massen des Volkes zum Correspondiren zu veranlassen, seitdem muß sie auch dafür Sorge tragen, daß der Dienst möglichst vereinfacht und nicht durch die Launen und Geschmacksverirrungen Einzelner erschwert werde. Die Post behandelt gegenwärtig alle Correspondenten gleich, will aber auch dafür von diesen möglichst gleichartige, ja man kann sagen, uniforme Briefe geliefert erhalten.

Die moderne Post setzte gewisse Maximalgewichte des Briefes fest, und zwang durch rasch ansteigende Gewichtsportosätze zur möglichsten Einhaltung jenes Gewichtes, welches nach dem niedersten Porto behandelt wird, nämlich in England der halben Unze, auf dem Kontinente mit Ausnahme Frankreichs eines Zolllothes, in Frankreich eines $\frac{1}{6}$ Zolllothes für den inländischen und europäischen Verkehr. Briefe, welche nach außer-europäischen Ländern gehen, werden größtentheils nur bei einem Gewichte von höchstens $\frac{1}{6}$ oder gar nur $\frac{1}{10}$ Zollloth nach dem

einfachen Portosatz taxirt. So müssen demnach die Briefe möglichst leicht gemacht werden.

Ferner läßt schon die Einrichtung der Briefsammellkästen weder allzubreite noch allzubide Briefe zu. Auch wird von der Post selbst die Gränze zwischen dem Briefe und dem Pakete meistens ziemlich enge gezogen. Die Briefe gewinnen auch dadurch an Gleichförmigkeit, daß die Sitte wie die Gewohnheit nur geringe Unterschiede in den Formaten und Dimensionen der Briefcouverts zulassen, daß ferner sowohl das Briefpapier wie das Couvert im Großen fabriksmäßig erzeugt wird, also in immer gleichen Sorten und Abstufungen zum Verbräuche kommt. Mit steigender Kultur entsteht daher schon von selbst eine gewisse Uniformität.

Die Post mußte sich ferner die Berechnung und Einkasirung der Briestaxe möglichst erleichtern. Auch hier trat eine unglaubliche Vereinfachung ein. Früher mußte jeder Brief besonders gewogen, taxirt und eingetragen werden, damit die pünktliche Einhebung der Taxe kontrolirt werden könne. Die Taxe wurde nach Meilenentfernungen und Gewichtsabstufungen in unendlich mannigfaltigen Sätzen bemessen. Das Porto wurde selten vom Absender, sondern meistens vom Empfänger eingehoben. Dadurch ward der Briefträger genöthigt, von jedem einzelnen Adressaten das Porto abzuverlangen, häufig Geld zu wechseln, und täglich die Gelder dem Postamte abzuführen. Er konnte daher nicht sehr viele Briefe bestellen und war zu vielen Schreibereien genöthigt, was den Dienst noch beschwerlicher machte.

Als nun durch Rowland Hill der Versuch gemacht wurde, den Absender dadurch zur Frankirung zu zwingen, daß unfrankirte Briefe nur gegen ein weit höheres Porto spedirt werden; als ferner dem Publikum freigestellt wurde, die Marken oder Post-Couverts beliebig wann und wo zu kaufen, und die Briefe in die Sammelkästen abzugeben: da war mit einem Schlage der Postdienst unendlich vereinfacht worden. Dies war aber nur dadurch möglich geworden, daß für alle Briefe eines bestimmten Einheitsgewichtes derselbe Portosatz, für das ganze Land, oder wenigstens, wie z. B. am Continente, für große,

allgemein bekannte Entfernungskreise festgestellt ward. Eines bedingte eben das Andere.

Aber welchen Umschwung rief auch hinwiederum die Vereinfachung der Briefaufgabe und die Herabsetzung des Porto's hervor! Lammer's theilt in dem obenerwähnten Aufsatze mit, daß ein bekanntes großes Londoner Expeditionsgeschäft, die Firma Pickford und Comp., welches im Jahre 1839 nur 30000 Briefe abgesendet hatte, schon im Jahre 1842, also zwei Jahre nach Einführung des Pennyporto's, 240000 Briefe verschickte. „Der tägliche Verkehr der Provinz-Buchhändler mit London konnte nun erst beginnen, — die Polyglottenbibel der Missionsgesellschaft in vierundzwanzig Sprachen nun erst herausgegeben werden, wegen der zu versendenden Correcturabzüge. Einer der Vorläufer der Liga gegen die Kornzölle erklärte später, vermöge der Postreform habe dieselbe ihre Zwecke zwei Jahre früher erreicht. Der schottische Gefängnisinspektor schrieb 1842 nach einem Besuch auf den Shetlands-Inseln: „Obgleich die Eltern dort ihre Kinder nicht gern fortgehen lassen, hat das billige Porto die Familien mit zeitweiliger Abwesenheit von Angehörigen doch leidlich ausgeföhnt, und den Insulanern folglich den Arbeitsmarkt des Festlandes (von Schottland nämlich) geöffnet.“ Ein namhafter Schriftsteller ging in seiner Schwärmerei so weit, daß er das Penny-Porto an Weisheit und Wirksamkeit über das preussische Unterrichtssystem mit seiner allgemeinen Schulpflicht erhob. Erziehend zu wirken, durfte es in der That sich rühmen. Es gab dem Verlangen der untern Stände, schreiben zu lernen, einen mächtigen Impuls, Abendklassen für Erwachsene bildeten sich in allen größeren Städten unmittelbar nachdem es eingeführt worden war. Während im letzten Jahre des alten Posttarifs 76 Millionen Briefe befördert worden waren, zirkulirten im ersten Jahre des neuen Tarifs schon 169 Millionen, oder mehr als das Doppelte, eine Zahl, die sich 1865 auf die kolossale Summe von 724½ Millionen gehoben hatte, oder etwa 25 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung.“*)

Jeder Brief, welcher zwischen zwei Personen gewechselt

*) A. Lammer's a. a. O. S. 76.

wird, slicht ein festes und dauerndes Band zwischen denselben; und so viele Briefe jährlich von einer Nation zur andern eilen, so viele Brücken werden aufgebaut für die Cultur und die Humanität. —

Ganz besondere Brieffspecialitäten riefen der Telegraph und das Kriegswesen hervor. Der erstere übernahm die Stelle des Courierdienstes auf große Entfernungen. Das eigenthümliche Transportmedium desselben, der Draht, ließ jedoch die unmittelbare Versendung der Depesche nicht zu, sondern zwang zu mehrmaligem Schreiben und Lesen des Inhalts. Daher fiel nun die Ausdehnung des Depescheninhaltes ganz besonders in das Gewicht und zwang zu möglichster Abkürzung derselben. So entstand eine eigenthümliche Telegrammsprache, entstanden besondere Formen des Schreibens und Abschreibens der Telegramme auf offenen Blättern, welche Adresse und Depesche auf einer und derselben Seite enthielten. Die Depesche ward nun auch der Zeitersparung wegen mit farbigem Stifte geschrieben und in ein schon fertiges Couvert gegeben, welches sodann einfach zugeklebt werden kann.

Den Telegrammen nahe verwandt sind die Briefe, welche durch die Tauben- oder die Ballonpost zwischen belagerten Städten und außenliegenden Gegenden den Gedanken-Austausch vermitteln. Sie werden entweder im Originale versendet, und dann müssen sie ein unendlich kleines Format annehmen, oder man schreibt dieselben in verkleinertem Maßstabe um, d. h. man photographirt sie. Schon die Kreuzfahrer bedienten sich der Taubenpost, um die Heerführer an den einzelnen belagerten Punkten Kleinaflens wechselseitig in Fühlung zu erhalten. Später bestand während der Okkupation Ungarns durch die Türken zwischen Ofen und Stambul eine regelmäßige Verbindung durch Briestauben.*)

Ueber die Taubenpost, wie dieselbe in neuester Zeit während des Krieges zwischen Frankreich und Paris organisiert ward, brachte unlängst der Moniteur einen Artikel, zufolge welchem

*) Siehe den schönen Aufsatz von G. L. „die Feldpost“ in den Grenzboten 1871. S. 5.

das System darin bestand, daß in Tours alle aus der Provinz gesendeten Telegramme centralisirt und dann zusammengedrängt wurden, indem man daraus gewissermaßen die Spalten eines Journals bildete. Dieses Journal wurde auf den möglichst geringen Maßstab photographirt, und endlich diese Photographien durch Tauben nach Paris an die Central-Postverwaltung gesendet, welche damit betraut war, den Inhalt photographisch vergrößert auf telegraphischem Wege weiter zu senden. Das System wurde am 8. November 1870 eingeführt und am 14. November hat die Verwaltung die erste Nummer eines telegraphisch = photographischen Journals dieser Art empfangen, welches zum Lesen den Gebrauch einer starken Loupe erfordert. Die erste Nummer von 12 Centimetres Quadratfläche, enthielt 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte und Freunde in Paris hatten, vereinigten sich und sendeten Gesammttelegramme in der Art, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als 1000 Familien brachten. Die gewöhnliche telegraphische Zusammenstellung wird auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reducirt, so daß sie ein kleines Papier-Quartblättchen von 20 bis 40 Millimetres ausfüllt, welches zusammengerollt in eine Federpose verborgen wird, die man mit drei Fäden der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Briestaube bindet. Dies kleine Blättchen, nur mit einer starken Loupe lesbar, hat das Außere eines Journales mit vier Spalten. Diejenige zur linken Seite enthält die Worte: „Dienst der Briestaubenpost. Steenaders (General-Post- und Telegraphendirektor) an Merchandier 103, Rue de Grenelle.“ Die drei andern Spalten enthalten den Wortlaut der Depeschen, eine nach der andern ohne Weiß noch Zwischenreihen, Alles auf der Vorderseite; auf der Rehrseite bleibt die mit der Steenaders'schen Adresse korrespondirende Seite weiß, die drei andern Spalten sind voll Depeschen, wie die auf der Vorderseite.

Die Ballonpost scheint noch älter zu sein, als die Taubenpost. Wenigstens berichtet schon Appian, daß man sich beschriebener Lederfugeln bedient habe, die mit der Schleuder heim-

lich in belagerte Städte geworfen wurden, um Nachrichten hinein zu befördern. *)

Die Luftballonpost fand allerdings erst 1870 bei der Belagerung von Paris eine ausgedehntere Anwendung. Die Ballonbriefe haben wesentlich dazu beigetragen, das Unglück der großen Stadt zu mildern und erträglicher zu machen. Es wurden mit einem Ballon oft mehrere Tausende von Briefen befördert und von dem Orte aus, wo der Ballon niedersank, mittelst der gewöhnlichen Post weiter gesendet.

Auch die Bestimmung des Briefes führte zu verschiedenen Specialisirungen, die gegenwärtig so weit von einander abweichen, daß man bei einigen kaum den Ursprung derselben aus dem Briefe erkennen würde, wenn nicht die Geschichte dafür Zeugniß gäbe.

So werden z. B. gegenwärtig noch die Zeitungen von der Post als eine Art Briefe behandelt, welche sich des allgeringsten Portosatzes erfreuen, und doch an Umfang und Gewicht gewöhnliche Briefe weit übertreffen. Und die Post hat nicht nur deshalb Recht, die Zeitungen so zu begünstigen, weil sie eines der großartigsten und fruchtbarsten Kulturmittel sind, sondern auch, weil dieselben eben nur gedruckte Briefe sind, Briefe des Redakteurs an die Abonnenten, welche zwar von diesen bezahlt werden müssen, aber doch wegen ihrer Wohlfeilheit kein anderes Porto ertragen, und sonst in solcher Masse auch nicht erscheinen und Porto entrichten würden.

In Rom wurden wichtige Kriegsnachrichten zuerst an öffentlichen Orten mit dem Griffel angeschrieben. Später aber kamen die *acta diurna* auf, die ersten Zeitungen, von welchen die Geschichte weiß. In neuerer Zeit entstanden die ersten Zeitungen in England und zwar im siebzehnten Jahrhundert. Man nannte sie „*Neuigkeitsbriefe*.“ Dieselben waren ganz wie gewöhnliche Briefe geschrieben, wurden durch die Post von London aus in viele kleine Orte Englands verbreitet und dort

*) Der oben erwähnte Artikel in den „*Grenzböten*“ erinnert daran, daß das Mittelalter sich der Pfeile bedienen mußte, um daran befestigte Briefe in belagerte Plätze zu senden.

mit Begierde gelesen. Sie erschienen gewöhnlich allwöchentlich einmal und wurden von „Neuigkeitsschreibern“ verfaßt, welche in den Kaffehäusern Londons, im Gerichtssaale von Old-Bailey, im Sitzungssaale von Whitehall selbst die Neuigkeiten sammelten und gewerbemäßig versandten. In Indien soll gegenwärtig ganz dasselbe Gewerbe die Stelle der Zeitungsunternehmungen vertreten. Noch bis zum Jahre 1685 bestand in England keine tägliche Zeitung, und das einzige gedruckte Blatt, welches lange Zeit hindurch allein wöchentlich zweimal erscheinen durfte, war die „London Gazette,“ deren Inhalt zwei Seiten von mäßigem Formate füllte.*)

Die Zeitungen werden indessen auch gegenwärtig noch sehr verschieden behandelt. Oesterreich z. B. macht hinsichtlich des Postgesetzes zwischen Tagesblättern, Wochenschriften, Monatschriften und noch seltener erscheinenden periodischen Schriften besondere Unterschiede. Die erste Kategorie wird ohne Unterschied des Gewichtes für eine Zeitungsmarke von einem Neukreuzer pr. Exemplar spedirt, die zweite muß für je fünf Zoll-Loth, die dritte für je zwei und einhalb Zoll-Loth des Exemplars mit einer Zeitungsmarke von einem Neukreuzer versehen sein. Die Schriften der letzten Kategorie hingegen werden als Kreuzbandsendungen behandelt und entrichten zwei Neukreuzer für je zwei und einhalb Zoll-Loth.

In Deutschland entrichten die Zeitungen an die Postverwaltung eine Provision, welche bei Blättern, die wenigstens viermal im Monate erscheinen, ohne Unterschied fünf und zwanzig Procent, bei solchen aber, welche seltener erscheinen, zwölf und einhalb Procent des Nettopreises beträgt und nicht kleiner als vier Silbergroschen sein darf.

Den Zeitungen zunächst kommen in der Behandlung die Kreuzbandsendungen, welche alle Drucksachen, nämlich alle gedruckten, lithographirten, metallographirten, photographirten, oder sonst auf mechanischem Wege hergestellten Gegenstände umfassen. Manche Postverwaltungen nehmen davon die mittelst Copiermaschine oder durch Durchdrucken hergestellten Schriftstücke

*) Siehe Th. B. Macaulay, die Geschichte Englands, übers. v. Rüdiger und Krebschmar 2te Aufl. Leipz. 1856 3ter Theil S. 119 u. f. f.

aus, weil sie zu sehr den eigentlichen Briefen gleichen. Kreuzbandsendungen können auch aus gebundenen oder broschirten Büchern und aus offenen Karten bestehen, welche Geschäfts=Aviso's, Preis=courants, Familienanzeigen u. dgl. enthalten.

Die österreichische Postverwaltung gestattete, in die Preis=courants die Preisnotirungen mit der Feder einzutragen, in die Handelscircularen den Namen des Reisenden einzusetzen, und in beiden Aenderungen der Preise oder des Namens durch Handschrift vorzunehmen. Sie erlaubte, den Correcturbogen eigene Zettel und Correcturammerkungen und sogar das Manuscript selbst beizuschließen, endlich den Druckschriften am Rande Anstriche zu geben, um den Leser auf einzelne Stellen aufmerksam zu machen. Für Kreuzbandsendungen entrichtet man in Oesterreich für je zweiundeinhalb Zolloth eine Portotaxe von zwei Neukreuzern, während für den einfachen Brief und zwar für je ein Loth fünf Neukreuzer bezahlt werden müssen.

So hat also die Postanstalt eine eigenthümliche Klasse von Briefen besonders begünstigt, welche sich nur dadurch auszeichnen, daß sie gedruckt und nicht geschrieben sind, und daß sie, um der Post die Controlle dieses Umstandes zu gestatten, offen aufgegeben werden. — Ist es aber auch gerecht, der Drucksorte vor der Schrift ein solches Privilegium zu gewähren? Ist sie wirklich ein so weit voraus geeiltes Kulturmittel, daß der geschriebene Brief bei gleichem Gewichte z. B. in Oesterreich sieben und einhalbmal soviel Porto kosten kann, als die Drucksorte?

Dieses offenbare Mißverhältniß zwischen dem Porto der Drucksorten und dem Porto der eigentlichen Briefe (einfache und recommandirte, Geld= und Expressbriefe) ist in beiden Fällen, in welchen die Correspondenzkarte erfunden wurde, gleichmäßig der Anstoß, die erste Ursache der Erfindung gewesen.

Wenn auf der einen Seite offene Briefe ein sehr geringes Porto genießen, und auf der andern Seite verschlossene Briefe hoch taxirt werden, so muß wohl die Frage entstehen, ob es auch immer nothwendig sei, daß diese Briefe so fest verschlossen sind, ob es ferner nothwendig sei, daß die Post für die Zustellung dieser Briefe eine größere moralische oder, wie bei

recommandirten und Geldbriefen, auch rechtliche Verantwortung für die genaue Zustellung übernimmt? Denn anders kann man sich die Anomalie in der Taxirung nicht erklären. Es kann doch nicht im Interesse der Post liegen, die Buchdrucker als industrielle Klasse zu begünstigen, und z. B. gedruckte Preiscouverts für zwei Kreuzer, geschriebene hingegen, welche dem Kaufmanne doch ganz denselben Dienst thun, nur für fünf Kreuzer zu spediren, sowie gedruckte Todes- oder Verlobungsanzeigen als Kreuzbandsendungen, geschriebene als Briefe zu erklären, auch wenn sie offen aufgegeben werden?

Wenn nun aber der Verschuß die größeren Expeditionskosten verursacht, dann ist zu untersuchen, ob derselbe nicht bei vielen Briefen ganz überflüssig ist. Geldbriefe galten bisher als diejenigen Correspondenzen, welche den festesten Verschuß erheischen. Aber gerade hierin hat die Post einen eklatanten Beweis geliefert, wie sehr noch Vereinfachungen im Correspondenzwesen möglich sind. Durch das Geldanweisungsgeschäft ist die umständliche und kostspielige Versendung des Geldes erspart und sowohl der Post das Risiko des Spedirens als auch dem Privaten die Beschweriß des Briefverschließens und Brieföffnens abgenommen worden. Das Geld wird mittelst offener Karten von gleichem Formate angewiesen, welche dem Publicum zur Ausfüllung der nöthigen Rubriken unentgeltlich geliefert werden.

Wenn es nun aber möglich geworden ist, den festen und umständlichen Verschuß der Geldbriefe zu ersparen, sollte es denn nicht auch möglich sein, andern, gewöhnlichen Briefen das Couvert und alle andern überflüssigen Organe abzunehmen und einfach ein Blatt ohne Siegel der Post zu Versendung zu übergeben?

Die Vereinfachung ist eine der allerwichtigsten und fruchtbarsten wirthschaftlichen Maßregeln. Sie bewirkt vielleicht einen größeren Fortschritt, als eine noch so vorzügliche Ausbildung und Entwicklung der Organe. Wie großartig ist die Wirkung der Eisenbahnen, der Vereinfachungsmittel des Personen- und Gütertransportes, wie praktisch griffen die Stenographie, die Telegraphie mit ihren einfachen Lautzeichen in das Wesen der schriftlichen Mittheilungen und Correspondenzen ein, wie

wohlthätig wirkten die Gasbeleuchtung, die Meißner'sche Beheizung, die Wasserleitungen in den Städten, durchaus Vereinfachungen der Erzeugung und Zuführung wichtiger wirtschaftlicher Mittel!

So mußte denn auch mit Naturnothwendigkeit der letzte Schritt gethan und der Satz ausgesprochen werden: wenn es Correspondenzen gibt, welche wie Zeitungen und Kreuzbandsendungen die offene Zusendung ertragen, dann müssen sie auch konsequenter Weise mindestens wie letztere behandelt und von der Post taxirt werden.

Und daß es solche Correspondenzen gibt, lehrt schon eine ganz oberflächliche Untersuchung des Inhalts unserer bisher streng verschlossenen Briefe. Ist es denn der Mühe werth, eine Nachricht zu versiegeln, welche lautet: „Heute Abend komme ich in Wien an?“ Oder lohnt es die Umständlichkeit, wenn eine Kundschaft vom Lande nach der Hauptstadt an einen Kaufmann schreibt: „Schicken Sie mir einen Tiegel Pomade,“ daß dazu ein Couvert genommen, versiegelt, und dann dieses vom Empfänger wieder eröffnet wird, und zwar eröffnet, ohne erleichternde Eröffnungsorgane, durch zeitraubendes Zerren und Reißen oder Ausschneiden mittelst eines Messers?

Gerade eine weitere vorzügliche Einrichtung der modernen Post, das Versenden der Päckereien mit Nachnahme, ließ den Gedanken offener Bestellzettel noch notwendiger erscheinen.

Auch der Inhalt der Briefe läßt so gut wie die äußere Form derselben eine bedeutende Vereinfachung zu, welche besonders dann angestrebt werden kann, wenn schon die einfachere äußere Form nach Abkürzung und Weglassung aller Einleitungs- und Schlussformeln, aller Höflichkeitsbezeugungen und Titulaturen drängt. Wenn einmal die Gränzen des Unterschiedes zwischen Brief und Notiz, zwischen dem Altentstücke oder der Herzensergießung und der einfachen Mittheilung strenger gezogen werden könnten, dann würde man erst klar erkennen, welche überflüssige Einschachtelungen in künstliche Formeln und Floskeln der bisherige Brief fast durchaus ohne innere Nothwendigkeit erleiden mußte. Eine Reform des Briefes nach Form und Inhalt,

nach Materiale und Hilfsorganen erschien daher heute in der Zeit ökonomischen Fortschreitens als unabweißliche Nothwendigkeit.

Und sowie die Idee der Portomarken und Briefcouverts dreimal in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten auftauchte, bis sie zur Ausführung gelangte, so hätte die Idee der „Postkarten“ oder „Postblätter“ so lange von Neuem auftauchen müssen, bis sie endlich verwirklicht worden wäre.

Die Gesetzmäßigkeit dieser Erfindung läßt sich daher nicht leugnen, und auch nicht behaupten, daß die Erfinder die Idee „nahmen, wo sie dieselbe eben fanden.“ Hier spielte kein Zufall mit, sondern die einfache Naturnothwendigkeit trat ein.

5. Die Erfinder.

Aber auch, daß gerade die zwei Männer, welche die Idee erfakten, die ersten waren, ist kein Zufall. Wenn das Studium der Geschichte des Briefes mit Nothwendigkeit zur Erfindung der Correspondenzkarte führen muß, dann ist es auch kein Wunder, daß gerade jene Forscher die Erfindung machten, welche zuerst das Wesen und die Geschichte des Briefes einer genauen Betrachtung unterzogen und dazu nicht nur das Interesse des Culturhistorikers, sondern auch des Wirtschaftsforschers mitbrachten.

Generalpostdirektor Stephan theilte in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen mit, daß er „bei seinem Studium über die Verkehrsmittel und Lebensgebräuche der Alten auf diese Idee gekommen war.“ Die Einleitung zu seinem Vorschlage der Einführung des Postblattes zeigt jedoch, daß Stephan nicht allein die Correspondenzmittel der Alten, sondern die ganze Geschichte des Briefes, die Entwicklung seiner äußern Organe und

seiner innern Form genau studirt und in der Entwicklung des Briefwesens das Gesetz der Vereinfachung gefunden hat. Die Idee des Postblattes ist eine folgerichtige Ausführung dieses Gesetzes der Vereinfachung hinsichtlich einer gewissen Kategorie von Briefen, welche vorzüglich aus Bestellungen und einfachen Benachrichtigungen oder Anfragen besteht.

Stephans Lebenslaufbahn legt Zeugniß ab für dessen volle Befähigung zur Erfindung. Er ward im Jahre 1831 geboren, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause, legte das Abiturientenexamen auf der Schule seiner Vaterstadt Stolp ab, trat im Jahre 1848 in den Postdienst, machte nach zwei und einhalb Jahren das Sekretärs- und nach weitem drei und einhalb Jahren das höhere Verwaltungsexamen, diente dann sein Freiwilligen-Jahr bei der Artillerie, und machte nun, wie er selbst erzählt, Dank den vortrefflichen Gesetzen und Grundsätzen seines Vaterlandes, ohne je Connexionen zu benutzen, ohne Reichthum oder hohe Geburt, lediglich durch die eigene Kraft, rasch alle Verwaltungsstadien: Inspektor, Direktor, Rath, Geheimerath durch, wurde 1864 vortragender Rath im Generalpostamt und 1870 Generalpostdirektor. Seine Studien erstreckten sich außer den Staatswissenschaften hauptsächlich auf das klassische Alterthum*). Er schrieb mehrere staatswissenschaftliche Abhandlungen, ferner die Geschichte der preussischen Post, und machte weite Reisen nach Spanien, Schweden, Portugal, Italien, Frankreich, England, Aegypten und Nubien. Stephan mangelte nur Eines zur vollkommenen Durchführung seiner Idee: daß er nicht schon im Jahre 1865 Leiter des preussischen Postwesens war.

Was Stephan für sich allein repräsentirt: den gelehrten Forscher und den praktischen Postbeamten, das müssen der andere Erfinder Herrmann und der erste Ausführer der Idee, Generalpostdirektor Rath zusammen darstellen. Wir lassen über Herrmanns Leben einige Daten aus der Gartenlaube**) folgen:

*) Siehe Raumer's historisches Taschenbuch 1868 und 1869, besonders die Abhandlung über das „Verkehrleben im Alterthum“ von seiner Feder.

**) Gartenlaube 1870 N. 48, S. 810, Blätter und Blüten: „Wer hat die Correspondenzarten erfunden.“

„Der Erfinder der Correspondenzkarten ist kein Postbeamter. Er ist ein Nationalökonom und Professor dieses Faches an der kaiserlich österreichischen Militärakademie zu Wiener-Neustadt. Einige Jahre vor seiner Berufung nach Neustadt wirkte er als Privatdocent an der Universität und als Professor an der Handelsakademie zu Graz, und organisirte unter Anderm in dieser Stadt auf ganz originelle Weise die Versorgung der Bevölkerung mit Kohlen und Holz. Er heißt Dr. Emanuel Herrmann und ist gegenwärtig einunddreißig Jahre alt. Sein Geburtsort ist Klagenfurt in Kärnten, welche Stadt er auch als Abgeordneter im Kärntner Landtage vertritt.“

„Dr. Herrmann gelangte zu dieser Erfindung durch die konsequente Verfolgung der Grundsätze der Wirthschaft, welche er gerade damals in neuer und origineller Art in dem 1870 in Graz erschienenen „Leitfaden der Wirthschaftslehre“ niederlegte. Er arbeitete eben an der Darstellung des Gesetzes der Specialisirung und forschte nach Belegen. Da fiel ihm auf, daß so viele Briefe geschrieben werden, welche ihrem Inhalte nach weder eines Siegels, noch eines Couverts, noch der vielen Titulaturen und anderer Förmlichkeiten bedürfen, und daß dennoch für diese Specialität von Briefen noch nicht die eigenthümliche einfachere, bequemere Form gefunden sei. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke an Postkarten, welche schon mit der Marke versehen ausgegeben werden, und nur mit Tinte oder Bleistift beschrieben zu werden brauchen. Er theilte diesen Gedanken seiner jungen Frau mit und diese zeigte sich von der Idee und deren praktischer Tragweite lebhaft ergriffen. Nun verfaßte er einen Artikel für die „Neue freie Presse“ mit der Aufschrift „Ueber eine neue Art der Correspondenz.“ Der Aufsatz erschien einige Tage nachher (am 26. Januar 1869) auf der Rückseite des Abendblattes der „Neuen freien Presse.“

Aus dem „Leitfaden der Wirthschaftslehre“ sowie aus andern Schriften desselben Verfassers, z. B. besonders aus dem Aufsätze „über die Entstehung der Arten im Gebiete der Wirthschaft“ deutsche Vierteljahrsschrift 1867 Hft. 1. 1. N. CXVII, S. 156 läßt sich entnehmen, daß der Autor vorzüglich die allgemeinen Gesetze zu entdecken bestrebt war,

nach welchen sich die wirthschaftlichen Mittel um-
bilden, nach welchen neue Erfindungen zu Stande
kommen. Während Stephan von der speciellen Geschichte des
Briefes ausging und von derselben zu allgemeineren Entwick-
lungsgesetzen gelangte, begann Herrmann mit der Erforschung
und Klarstellung dieser Gesetze und war es ihm nun ein Leicht-
tes, die Anwendung derselben auf besondere Fälle und so vor
Allem hier auf die Entwicklungsgesetze des Briefes, anzustreben
und glücklich zu Ende zu führen. Zugleich befähigte denselben
das praktische Vorleben zu energischem Bestreben, die einmal
entdeckte Erfindungsidee auch allen Hindernissen gegenüber zur
Ausführung zu bringen. Aber ihm mangelte die praktische
Verwendung bei der Post und die Macht des obersten Chefs
der Postanstalten eines Staates.

Daher trat nun ergänzend und Alles zum glücklichen Ab-
schlusse fördernd im rechten Momente der Generalpostdirektor
Maly ein. Er ist nicht nur ein gewiegter Postbeamter, er ist
auch ein hochgebildeter und weitblickender Mann, dessen Ge-
sichtskreis durch ein reiches und abwechslungsvolles Vorleben
mächtig erweitert worden ist. Vinzenz Maly, Freiherr von
Veranovic ward im Jahre 1808 auf dem Gute seiner Eltern
Neuowitz in Mähren geboren, absolvirte im Jahre 1829 an
der Universität zu Wien die rechts- und staatswissenschaftlichen
Studien, erlangte im Jahre 1832 an derselben Universität die
juridische Doktorwürde, trat im Jahre 1829 bei dem Kriminal-
gerichte in Brünn in den Staatsdienst und verwendete sich hier-
auf bei den Kammerprokuraturen in Brünn, Laibach und Wien.
Im Jahre 1848 wurde derselbe bei der Einführung der Schwur-
gerichte in Oesterreich zum Staatsanwaltsstellvertreter ernannt,
und ging hierauf als in Mähren gewählter Abgeordneter zu
dem Reichsparlamente in Frankfurt. Nach Auflösung desselben
in die Heimath zurückgekehrt, wurde er k. k. Oberlandesgerichts-
rath in Brünn und trat im Jahre 1850 als Sektionsrath in
das damalige Ministerium für Handel und öffentliche Bauten,
woselbst er auch eine Reihe von Jahren das Referat in Eisen-
bahnangelegenheiten führte und den Grund zu der damaligen
Organisirung des österreichischen Eisenbahnwesens legte. Nach

Auflösung dieses Ministeriums übertrat er in das neukreirte Ministerium für Handel und Volkswirthschaft, wo ihm zuerst das Referat in Seeschiffahrtssachen und dann das Gesetzgebungsreferat in Landes-Cultursachen anvertraut wurde. Im Jahre 1867 wurde er zum Sektionschef und Generaldirector für Posten und Telegraphen berufen. Er übernahm wiederholt diplomatische Missionen und intervenirte in verschiedenen Ländern beim Abschlusse von Eisenbahn- Staatsverträgen. Ihn zeichnet besonders ein scharfes Urtheil über Menschen und Verhältnisse und seltene Energie und Zähigkeit in der Durchführung seiner Pläne aus. So war er gerade der rechte Mann, um der Erfindung der Corresponderzarte die letzte Vollenbung zu geben und ihr die Laufbahn in die weite Welt zu eröffnen.

Sollte man da noch an der Gesetzmäßigkeit der Erfindungen auch hinsichtlich des Lebens und Charakters der Erfinder zweifeln? Zeigt nicht die Aehnlichkeit des Vorlebens, der Studien und Arbeiten Stephan's einerseits und Herrmann's und Math's andererseits, daß gerade diese Bedingungen, welche hier vorhanden waren, auch die Erfindung hervorrufen und zur Reife bringen mußten? —

Es wäre nun eine der schönsten Aufgaben der Wissenschaft, auch in der Geschichte anderer Erfindungen jene Fäden zu suchen und klarzulegen, welche die Entstehung einer neuen Art wirthschaftlicher Mittel mit derselben Gesetzmäßigkeit herbeiführen, wie gewisse Bedingungen die Entstehung einer neuen Species natürlicher Organismen.

Und sollte es denn auch wirklich so wunderbar sein, daß der menschliche Gedanke nicht anders operirt, als die Natur? Ist denn nicht auch er ein Schöpfungsprodukt derselben?

Eine Gedankenlehre der Erfindung wäre vielleicht eines der praktischsten und fruchtbringendsten Werke der wissenschaftlichen Forschung



